

TILL MARTIN



DIE
PHÖNIX
INITIATIVE

DIE IDEE
DER ZEIT



BAND 2 DES ZEITREISEABENTEUERS

TILL MARTIN

Die Phönix Initiative

Die Idee der Zeit

(Band 2 des Zeitreiseabenteuers)

Roman

Die kommerzielle Vervielfältigung dieser Leseprobe ist nicht
gestattet.



1. Auflage – (Dezember 2021)

Copyright © Till Martin

Alle Rechte vorbehalten.

Till Martin

c/o Fakiro GbR / Impressumsservice

Bodenfeldstr. 9, 91438 Bad Windsheim

ISBN: 9798775551322 (Taschenbuch)

Amazon KDP - independently published

Lektorat: J.M.

Covergestaltung: Laura Newman - design.lauranewman.de

Artwork Titel (innen): Schadourania

Printed in Germany/Poland

Leipzig 2021

www.tillmartin.de

Für Juliane

Prolog

Ein Wappen zierte den harten Betonfußboden. Es war dasselbe, das auch auf der stählernen Bürotür prangte. Ein roter Drache hielt das Maul weit geöffnet. Seine Krallen waren messerscharf. Er war bereit zum Angriff. Er würde den Feind zerfetzen und selbst die Jahrtausende überstehen. Dies war gewiss und keine Frage des Hoffens. Der rote Drache würde die Tyrannei des Okzidents beenden. Und mit dem Phönix Projekt würde auch die Anmaßung des Westens enden. Als wenn es andere Kulturen nicht wert wären gerettet zu werden.

Er drehte das virtuelle Modell eines Schiffes in seiner Hand. Die Fahne mit dem Emblem des Drachens wehte auf der Spitze des Hauptmasts. Sie bekam einen Stoß und flatterte wie wild, als er die Projektion bewegte – eine fantastische Holografie. Es schien ganz so, als handle es sich um ein echtes Schiff, das eine schnelle Wende vollführte. Er betrachtete es fasziniert von allen Seiten. Es war perfekt. Eine Meisterleistung der Ingenieurskunst des 22. Jahrhunderts. Kompakt, modular, leicht, effizient und unglaublich schlagkräftig. Das Schiff würde über alle Meere herrschen und mit ihm der rote Drache.

Ein zartes Glöckchen klingelte hell. Sein Besucher wartete vor der Tür. Schnell deaktivierte er die kleine Projektion und ließ seinen Gast eintreten. Er wollte absoluten Respekt demonstrieren und seinen Termin keine Sekunde warten lassen.

Sein Gast war ausgesprochen zart besaitet und wertete alles als Affront, das nicht gänzlich seinem Willen entsprach. Er war ein leichtes Opfer simpler Manipulation. Völlig unklar, wie ein derart narzisstischer Mensch eine solch große Schar fanatischer Anhänger finden konnte. Im Prinzip war er auch eine wandelnde Zeitbombe. Doch sie würde nicht in

seinem Land hochgehen, und das war das Einzige, das für ihn von Belang war.

Zudem war es nicht seine Aufgabe, diese Bombe zu entschärfen. Im Gegenteil: Er sollte dafür sorgen, dass der Knall um die Erde dröhnte. Dafür hatten seine Vorgesetzten ihm ungeheure Mittel bereitgestellt. Einen Geldsegen, den er nur gezielt weiterleiten musste. Und dieser weiße Sektenführer mit seinen radikalen Ideen war genau der richtige Böller für das viele Pulver.

»Es ist mir eine große Ehre, dass mich das Oberhaupt der ›Kirche der Dreizehn‹ besucht«, sagte er und verbeugte sich tief.

Sein Besucher nickte knapp und sah sich prüfend im Raum um. Womöglich gefiel ihm die Inneneinrichtung nicht. Oder befürchtete er fremde Ohren? Beides naive Trivialitäten. Dies war der modernste Bunker der Welt.

»Es heißt nicht länger ›Kirche der Dreizehn‹«, sagte der Fanatiker mit glühenden Augen. »Ich hatte abermals eine Erleuchtung. Wir nennen uns fortan ›Opus Ultimum‹.«

13. August, Anno Domini 161 – Mercurius – Der gerechte Krieg

Der Tod sah weit. Sein Blick zielte auf die Herzen der Menschen. Sein Fingerzeig verkündete ihr Ende. Keiner der Sterblichen erkannte das Zeichen, das ihn verdammt. Das kleine rote Pünktchen hüpfte rasch von Stirn zu Stirn, probte spielend schon das Finale. Sie indes waren ahnungslos, gebärdeten sich wie Ewige und spornten die Ameisen an, als gälte es, einen Bach zu überqueren. Mercurius empfand Mitleid. Es war sein Finger, der sie vom Jenseits trennte, sein Stiefel, der ihr Gewimmel zerrieb.

Der größte unter ihnen hieß Aranus, er war ihr Anführer, auch wenn er nicht den Schneid besaß, sich Herzog zu nennen. Er trug einen geflochtenen Bart und einen lächerlichen Federkamm auf dem Helm. Der Hüne stützte sich auf ein gewaltiges Langschwert und redete auf zwei weitere Stammesführer ein. Mercurius wusste, was er seinen Verbündeten sagte. Er brauchte seine fliegenden Drohnen nicht, um den Inhalt ihres Gesprächs zu errahnen. Reglos betrachtete er die Szenerie durch sein Zielfernrohr.

Zwölftausend Krieger waren an diesem warmen Sommertag aufgezogen. Die feindliche Armee bedeckte die jenseitige Hügelkuppe und hatte allerhand schweres Kriegsgerät mitgebracht. Die Germanen besaßen Waffen, die Mercurius nicht bei ihnen vermutet hätte. Sie führten kompakte Ballisten mit sich, die denen der Legion verdächtig ähnelten. Vermutlich hatten sie diese bei einem Überfall auf die Kastelle erbeutet. Zwei Katapulte römischer Bauart thronten an den Flanken ihrer Streitmacht. Zwischen diesen Eckpunkten formierte sich ihr Heer. Die feindlichen Krieger bildeten einen breiten Schildwall, wie ihn Mercurius' Truppen kaum besser zuwege brachten. Auch war ihre Armee ebenso in Kohorten geteilt wie seine eigene. Allerdings verfügte der Gegner über die

doppelte Mannstärke. Selbst ihre Waffen, Schilde und Rüstungen entsprachen vielfach der römischen Bauart – ganz davon abgesehen, dass einige Germanen hervorragend Latein sprachen.

Mercurius schüttelte resigniert den Kopf. Wie konnten die Germanen solch einen Hass gegen ihre Nachbarn hegen und die Römer doch in so vielem nachahmen? Sie kopierten ihren Lebensstil, übernahmen ihre Wirtschaftsweise und imitierten ihre Gebräuche. Sie eiferten ihnen in allem nach, verlangten Aufnahme ins Imperium und Teilhabe am Wohlstand. Nur der Hierarchie im Reich wollten sie sich nicht beugen. Ihre Kulte waren ihnen heilig, ihre Freiheit unantastbar. Und anstatt sich dem Druck in Germanien zu stellen, drückten sie lieber gegen den Limes. Mercurius wusste, dass die Wahrheit mehr Perspektiven hatte, dass krasse Gegensätze nach Ausgleich strebten und Jahrhunderte lange Einmischung nie folgenlos blieb. Doch er hatte keine Lust auf stechende Wahrheiten. Er musste jetzt hassen.

In diesem Augenblick redete der Stammesführer der Markomannen auf die Führer der Quaden und Jazygen ein. Er behauptete sicher, dass ihre eigenen Götter stärker seien, dachte Mercurius, dass seine Männer nur standhaft und treu sein müssten. Dann würde sich Donar zeigen und ihnen im Kampf beiseitestehen. Mit Blitz und Donner würde Thor, wie er im Norden hieß, die Gegner vom Schlachtfeld fegen und nach der Schlacht Land und Schätze an seine Getreuen verteilen.

Mercurius seufzte und kniff das linke Auge zu. Er hatte alles getan, um ihnen Angst zu machen und das hier ohne Blutvergießen zu regeln. Er hatte furchteinflößenden Animationen in den Himmel projiziert. Er hatte nervenaufreibende Musik und verstörende Klänge abgespielt. Er hatte eine Signalarakete über ihre Köpfe sausen lassen – nichts hatte gewirkt.

Sicher, einige Germanen waren desertiert oder übergelaufen. Aber weit mehr als die Hälfte der Armee stand immer noch da drüben auf der Anhöhe und schickte inbrünstige Gebete zu den Wolken. Das war der Nachteil, wenn man einen leibhaftigen Gott spielte. Plötzlich besann sich selbst der Ungläubigste auf seine Mythen und Heroen und kämpfte mit ungeahntem Fanatismus. Die Gedanken der Germanen waren verständlich: Wenn Mercurius wirklich existierte, musste es auch ihre Gottheiten und ihre Helden geben. Er war ein Zeichen, das alle zu verbissener Frömmigkeit und maßloser Aufopferung anstachelte. Leider auch seine Gegner.

In dieser Situation gab es nur einen Weg, ihren Feinden den Kampfgeist zu rauben. Er musste beweisen, dass sie nicht auf ihre Geister und Götter hoffen konnten, dass man sie im Stich gelassen hatte. Und er musste sie hassen.

Die drei Stammesführer hatten ihre Unterredung beendet und vollzogen ein bizarres Ritual. Sie legten ihre linken Unterarme übereinander und setzten sich mit der Rechten die Klingenspitzen an ihre Kehlen. Einen Augenblick verharrten sie. Nichts geschah. Dann lösten sie ihre Starre und traten zurück. Gemeinsam wandten sie sich an ihre Männer. Der Riese im Bärenfell schritt voran. Er machte eine Handbewegung zu einer unscheinbaren Gestalt, die nur wenige Meter entfernt stand. Das Männlein war wenigstens zwei Köpfe kleiner als er, trug ein luftiges Gewand und hatte asiatische Gesichtszüge. Mercurius wunderte sich, was der Fremde hier zu suchen hatte. Der Mann wirkte deplatziert, wie ein Pfau im Hühnerstall. Er reichte dem Germanen einen metallenen Zylinder, den dieser an den Mund legte. Dann begann der Bär Worte zu brüllen, die wie Hagelkörner auf seine Männer einprasselten. Doch anstatt sie zu erschlagen, stachelten sie die Krieger an. Die Soldaten reckten ihre Waffen in die Höhe und zogen wilde Grimassen mit ihren bemalten Fratzen.

Zeit zu handeln, dachte Mercurius betrübt. Er musste jetzt hassen! Der Feind verhinderte den Frieden. Er bedrohte die Zukunft der Menschheit.

Er hielt die Luft an und konzentrierte sich auf das leuchtende Kreuz in seinem Zielfernrohr. Dann drückte er ab. Erst ein Feuerblitz, darauf ein Donner. Er zielte noch einmal und wieder rollte das dumpfe Echo über die Senke. Ein drittes Mal schoss er nicht. Einer der drei musste überleben, wenn er zügig über ihre Unterwerfung verhandeln wollte.

Mercurius sicherte das Gewehr, das er von Venus bekommen hatte, und stand auf. Er brauchte nicht nachzusehen, ob er getroffen hatte. Er wusste, dass er getötet hatte. Und zugleich wünschte er, es nicht getan zu haben. Er hasste es. Und mit jedem Toten wuchs auch der Hass gegen sich selbst. Doch er hatte keine andere Wahl, wenn er das Vordringen der Germanen beenden wollte.

Sein Mord trug faulige Früchte. Die Germanen schrien und heulten. Viele warfen ihre Waffen auf den Boden oder flohen. Andere brüllten und rannten in blinder Wut in den Schildwall seiner Truppen. Doch seine Phalanx mähte sie nieder. Die feindliche Armee war in Auflösung begriffen. Zwei Schüsse nur – zwei Opfer für seinen Frieden.

Mercurius gab dem Legaten ein Zeichen. Die Legionäre wechselten in den Vorwärtsgang. In perfekter Formation marschierten sie auf das kopflose Heer zu, um ihm endgültig den Todesstoß zu versetzen. Die Schlacht war gewonnen, noch ehe sie begonnen hatte.

Mercurius wandte sich um und ging zu seinem Zelt. Er hatte keinen Bedarf an weiteren Grausamkeiten und verstörenden Bildern. Um das Gemetzel sollten sich seine Offiziere kümmern. Er hatte seine Pflicht getan. Er musste heute nicht an der Spitze der Legion marschieren. Oft genug war er vorangestürmt.

Mercurius schlug die Vorhänge zurück und trat ein. Der Geruch frischer Wildblumen und süßen Honiggebäcks wehte ihm entgegen. Sklaven und Priester hatten sein Lager ausstaffiert wie einen Tempel am höchsten Feiertag. Auf kleinen Kommoden standen Schüsseln voller Backwerk und bunter Früchte. An der breiten Tafel funkelten vergoldete Teller und prachttvolle Mosaikgläser, gefüllt mit vorzüglichen Speisen und edlen Getränken. Auf den gepolsterten Liegen lagen viele weiche Kissen und Decken. Ein dunkles Paar Augen leuchtete ihm daraus entgegen.

»Tulius!«, rief Mercurius überrascht. Er hatte den Jungen, den Apoll und Diana im letzten Winter geheilt hatten, vor etwa acht Wochen im Tross der Legion entdeckt und ihn und seinen Vater zu sich eingeladen. Tulius hatte das Angebot begeistert angenommen. Seitdem besuchte ihn der Junge in gewisser Regelmäßigkeit. Mercurius genoss die unverbindlichen Gespräche mit ihm. Sie erdeten ihn in einer Umgebung, in der jeder in Angst und Ehrfurcht erstarrte, sobald er sich näherte.

»Hallo Mercurius, ich habe deinen Donner gehört!«, sagte der Knabe aufgeregt. »Du hast dir wieder die Feuerblitze des Jupiter geliehen und die Barbaren zerschmettert.« Tulius setzte sich aufrecht hin und sah ihn mit großen Augen an. Seine Wangen glühten und seine Mundwinkel zuckten vor Glück, als er sagte: »Du bist wirklich voll kalt.«

Mercurius sah ihn irritiert an und runzelte die Stirn. Sah der Junge in sein Herz?

»Na, das sagt man doch so. Das hat mir Vulcanus beigebracht, als ihr bei uns im Lager wart.«

»Du meinst wahrscheinlich ›cool‹«, erklärte Mercurius, der endlich verstanden hatte. »Es ist aber nicht wirklich cool, Menschen zu töten. Um ehrlich zu sein, ist es das Letzte, das ich tun möchte.« Er ging zum Tisch, nahm sich einen Becher

verdünnten Wein und ließ sich erschöpft auf einen der Stühle sinken. Tullius sah ihn kopfschüttelnd an.

»Du bist wirklich der edelste der Götter, genau wie mein Vater sagt«, meinte der Junge ernst und rückte noch ein bisschen näher. Mercurius schnaubte. Er sah alles andere als Edelmut in seinen Taten. Er war ein mordender Pazifist, ein Widerspruch auf zwei Beinen.

»Diese Barbaren sind doch unsere Feinde. Sie verehren fremde Götter und sie haben unsere Grenze durchbrochen. Es ist nur gerecht, dass wir sie dafür bestrafen«, sagte Tullius. Mercurius schüttelte beklommen den Kopf. Wie oft hatte er diese Argumente schon gehört.

»Es gibt keinen gerechten Krieg, Tullius. Es gibt nur mehr oder weniger bestialische Kriege. Das ist alles.«

Der Junge stand auf und stemmte die Hände in die Hüften. Scheinbar imitierte er einen seiner Lehrer.

»Sind sie nicht in unser Land eingedrungen? Haben wir nicht bis zuletzt versucht, Frieden auszuhandeln? Sollen wir uns nun einfach ergeben?«, fragte der Knabe in einem neunmalklugen Ton, der gar nicht zu seinem Alter passte.

Mercurius erkannte seine eigenen Worte. Er hatte sie vor ein paar Wochen zur Motivation der Männer vorgetragen. Jetzt kamen sie wie ein Bumerang zu ihm zurück.

»Ich wünschte, es wäre so einfach, Tullius.«

Mercurius seufzte. »Versetz dich doch einmal in ihre Lage. War das nicht ihr Land, bevor es unsere Provinz wurde? Haben sie nicht allen Grund, neidisch oder missgünstig auf uns zu schauen? Haben sie nicht auch versucht, ihre Ziele auf friedlichem Wege zu erreichen? Haben wir ihnen nicht auch Leid zugefügt? Immer behaupten die Menschen, sie hätten alles getan, der Krieg wäre gerecht und einzig das allerletzte Mittel. Doch das ist eine Lüge – so alt wie die Welt.«

Tulius ließ die Arme hängen und durchdachte seine Worte. In diesem Moment wackelten die Zeltbahnen am Eingang und eine tiefe Stimme bat um Einlass.

»Kommt herein, Tribun«, sagte Mercurius und stand auf.

Tulius' Vater Quintus Volusius Maecianus, den Mercurius kurzerhand vom Präfekten zum Tribunus laticlavus und damit zum stellvertretenden Kommandanten der Legion befördert hatte, begrüßte ihn mit einer tiefen Verbeugung.

»Schon gut, schon gut. Du weißt, dass du dich nicht jedes Mal verneigen musst.«

»Verzeiht mir, wenn ich Euch störe!« Quintus sprach wie immer höflich und ernst. »Ich habe die Stimme meines ungehörigen Sohnes vernommen. Ich hatte ihm ausdrücklich verboten, Euch bei Euren Angelegenheiten zu belästigen.« Der Militärtribun machte einen schnellen Schritt zur Seite und packte seinen Jungen beherzt an der Schulter. Tulius begann zu protestieren, als sein Vater Anstalten machte, ihn aus dem Zelt zu zerren.

»Warte kurz«, sagte Mercurius matt. Übermüdung und Depression steckten ihm tief in den Knochen. »Tulius hat mich nicht belästigt. Anderenfalls hätte ich ihm das schon mitgeteilt. Bestrafe ihn nicht, er ist mir immer ein willkommener Gast – einer der wenigen, mit dem ich offen sprechen kann.«

Quintus sah ihm in die Augen und nickte. Trotzdem schob er den Knaben sanft nach draußen und wies die Wachen an, ihn zu seinem Zelt zu eskortieren. Als der Tribun zurückkehrte, setzten sie sich an die lange Tafel. Quintus berichtete, was Mercurius längst von seiner Überwachungsdrohne wusste.

»Der Feind ist geschlagen und ein großer Teil seiner Truppen geflohen. Der Anführer der Quaden hat sich mit etwa 4000 Mann ergeben. Er wünscht nun, sich uns anzuschließen. Er will seinen Göttern abschwören und sich Eurer

Gnade unterwerfen.« Quintus machte ein Gesicht, als wollte er auf den Boden spucken, bevor ihm klar wurde, in welcher Gesellschaft er sich befand. Hastig räusperte er sich.

»Du scheinst nicht viel von diesem Angebot zu halten«, stellte Mercurius nüchtern fest.

Der Militärtribun sah auf seine Finger und ballte eine Faust.

»Wir haben sie fest in der Hand. Für sie gibt es kein Entkommen. Wie feige und verlogen muss man sein, nach der verlorenen Schlacht die Seiten zu wechseln, nur um seine eigene Haut zu retten.« Mercurius zog eine Augenbraue nach oben und sah seinen Offizier stirnrunzelnd an.

»Ist das nicht menschlich? Was spricht dagegen, ihren Vorschlag anzunehmen?«

»Die Ehre und die Vorsicht«, erwiderte Quintus. »Wir sollten sie vollständig entwaffnen und dann gründlich dezimieren. Ihre Offiziere müssen sofort und sämtlich hingerichtet werden. Dies ist schnell getan. Schon in wenigen Stunden könnten wir den fliehenden Truppen nachsetzen und sie schlagen, bevor sich ihre Armee neu formiert. Alle ihre Verbände sind aufgerieben. Sie werden zum letzten Kastell eilen, das sie noch halten. Wenn wir sie dort in die Zange nehmen, ist der Krieg vorbei.«

Mercurius strich sich über Schläfen und Kinn. Er hatte Kopfschmerzen. Noch immer plagten ihn die schrecklichen Bilder der vergangenen Wochen. Sie hatten Kampf um Kampf gewonnen, den Gegner auf ganzer Linie zurückgedrängt und doch hatte er das Gefühl, mit jedem Sieg einen Teil seiner selbst verloren zu haben.

»Wir werden ihr Angebot annehmen und ihnen Gnade gewähren.« Quintus sah ihn entsetzt an. Er war einer der wenigen, der sich traute, in seiner Gegenwart eine eigene Meinung zu äußern.

»Den Quaden ist nicht zu trauen. Solch einen Skorpion müssen wir zertreten, bevor er die Chance bekommt, uns zu stechen. Wir brauchen die Barbaren nicht als Verbündete. Ihr habt mit nur einer Legion geschafft, was selbst unseren größten Feldherren nicht gelungen wäre. Der Feind ist, trotz seiner Übermacht, geschlagen. Wir müssen ihn nur noch hinter die Donau werfen.«

Mercurius lächelte gequält.

»Du irrst dich, Tribun. Ja, wir haben die feindlichen Truppen aufgerieben und sie fast vollständig zurückgedrängt. Das ist wahr. Doch geschlagen sind die Germanen damit nicht. Militärisch sind sie kaum zu besiegen. Dies anzunehmen wäre der Untergang des Reiches.«

Er sprach in einem Ton, der klar machte, dass dies keine Diskussion mehr für ihn war. Er war nicht hier, um zweitausend Jahre alte Fehler erneut zu begehen. »Wir brauchen Verbündete, Partner, Fürsprecher, wenn es langfristig Frieden an der Nordgrenze geben soll. Was, glaubst du, ernten wir, wenn wir Hunderte oder Tausende Väter hinrichten, die sich uns freiwillig anschließen wollen? Wir ernten Krieg und nochmal Krieg. Denn seine Ursachen sind immer dieselben. Wir müssen beweisen, dass mehr in uns steckt, als unsere Feinde annehmen. Wir müssen ihnen eine Zukunft anbieten, für die es sich zu leben lohnt. Und wir müssen darauf vertrauen, dass sie im Angesicht des Chaos' einen konstruktiven Weg einschlagen.«

Mercurius machte eine Pause und stand auf.

»Ich werde die Huldigung der Germanen akzeptieren. Anschließend verfolgen wir gemeinsam das fliehende Heer und vertreiben die Feinde aus dem letzten Kastell. Erst dann kann ich beginnen, einen ernsthaften und positiven Frieden zu schaffen.«

—

Vier Tagesmärsche später hatten sie den fliehenden Gegner gestellt. Die Germanen hatten es bis zum Fort geschafft und verschanzten sich nun hinter den brüchigen Mauern. Sie hatten nur wenige ihrer Einheiten auf dem Vorfeld platziert. Vermutlich war für sie kein Platz mehr im Inneren gewesen. Das Kastell lag in unmittelbarer Nachbarschaft zur Donau und war nur über eine schmale Rampe zugänglich. Die Germanen mussten das Lager unter großen Mühen und hohen Verlusten erobert haben. Umso sicherer fühlten sie sich nun hinter ihren Pfeilern aus Holz und Stein.

Mercurius hatte hin und her überlegt, ob er die kleine Festung erst belagern oder gleich erstürmen sollte. Schließlich entschied er sich für den Sturmangriff mit allen verfügbaren Kräften. Es würde seinem Ruhm und der Moral seiner Truppen nicht guttun, wenn er Teil einer aufreibenden, wochenlangen Belagerung wäre. Ein Gott schießt nicht Tag für Tag in dieselbe Grube, ohne dass irgendwas daraus erwächst.

Der Plan für den Angriff stammte von Pegasus, seiner KI. Der Computer schlug vor, einen Keil in die vorgelagerten Truppen zu schlagen und sie dann auseinander zu drängen. Die Rolle des Keils hatte er seinen germanischen Alliierten zgedacht. Diese Position war die verlustreichste. Doch seine neuen Verbündeten mussten sich erst noch beweisen. Anschließend sollten römische Spezialkräfte mit ihm an der Spitze durch den entstandenen Tunnel stürmen und das gegnerische Bollwerk knacken. Die nachrückenden Infanteristen würden durch die Tore preschen und den Sieg sichern. Es war ein einfacher und guter Plan, auch wenn er deutlich mehr Menschenleben kosten würde, als sein Gewissen tragen wollte. Doch wenn dieser letzte Schlag gelang, würde die X. Legion Gemina als die berühmteste aller Armeen in die Annalen eingehen, gleichgültig was Lucius Verus, Diana und

Apoll im Parther-Reich trieben. Er hätte die Auseinandersetzung mit den Germanen innerhalb weniger Monate beendet. Der Krieg wäre endlich, endlich vorbei.

Mercurius flog mit seinem Gleiter in weitem Bogen über das Kastell und musterte die Anlage. Das Mauerwerk war frisch ausgebessert worden. Zahlreiche Gebäude hatte man neu angelegt. Vermutlich waren die alten Kasernen beim letzten Angriff ausgebrannt. Die Zinnen und Türme strotzten vor Kriegern. Doch sie waren schlecht gerüstet. Durch seine Kameras erkannte er jede Schwachstelle in den Palisaden und Mauern, sah jedes Katapult, bemerkte jede Balliste. Trotz des Geländevorteils war der Feind seiner Legion klar unterlegen. Informationen entschieden Kriege und er überblickte alles.

Mercurius flog ein wenig tiefer, immer noch außer Reichweite ihrer Fernwaffen, und ließ die Rotoren aufheulen. Wieder versuchte er den Kampfeswillen der Germanen zu brechen. Wieder mit bescheidenem Erfolg.

Er wuchtete einen zentnerschweren Metallklotz aus dem Cockpit. Der Block flog schnurgerade nach unten und schlug mit einem gewaltigen Donner im Haus des Kommandanten ein. Spitze Scherben gebrannter Dachziegel stoben in alle Richtungen. Eine letzte Warnung zierte den Amboss, der einen tiefen Krater in den Mosaikfußboden im Erdgeschoss sprengte: *»Ergebt euch oder sterbt!«* Etwas zu pathetisch für Mercurius' Geschmack. Aber sein Legat hatte die Inschrift einhämmern lassen. Und Mercurius hatte es dabei belassen. Er wünschte, seine Einschüchterungsversuche wären von ebenso durchschlagendem Erfolg. Doch je länger der Krieg anhielt, umso resistenter zeigten sich die Germanen gegen seine Abschreckungsmethoden. Fast bewunderte er sie für ihren starrsinnigen Kampfesmut. Alle, die jetzt noch im Kastell ausharrten, kämpften mit dem Mut der Verzweiflung.

Mercurius setzte zur Landung an und parkte den Gleiter in unmittelbarer Nähe seiner Truppen. Die Soldaten mussten

die Köpfe senken, als die summenden Rotoren Dreck und Staub aufwirbelten. Eine Huldigung der unfreiwilligen Art, dachte Mercurius. Er hatte seine gesamte Kampfausrüstung angelegt, seinen Helm aufgesetzt und Venus' Gewehr geschultert. Nun stieg er aus seinem Streitwagen, erhob seinen Hermesstab und rief die Männer mit einer kurzen, aber emotionalen Projektion zum Angriff. Die Computeranimation des Gottes Mars erschien über den Köpfen der Legionäre. Mit dröhnenden Worten schlug das virtuelle Abbild auf die Bewaffneten ein. Der Kriegsgott spornte die Truppe an, als wären sie aggressive Bullen in einer Stierkampfarena.

Mercurius konnte sehen, wie sie mit jedem zusätzlichen Wort mehr darauf brannten, endlich losschlagen zu dürfen. Kein einziger würde zögern.

Den Anfang machten jedoch nicht die Legionäre, sondern die verbündeten Quaden. Die unterworfenen Germanen hielten ihr Wort und zogen gegen die feindlichen Kohorten auf dem Vorplatz der Festung. Geordnet und diszipliniert marschierten sie in einer trapezartigen Keilformation gegen die Phalanx ihrer ehemaligen Stammesbrüder. Der Widerstand der Verteidiger wirkte kraftlos und zögerlich. Es dauerte nicht lange, bis es den Quaden gelang, die Verteidiger vor der Festung abzudrängen. Wie die Schnauze eines Ebers im Erdreich wühlten sich die Quaden durch die Reihen ihrer Feinde, bis die Formation der feindlichen Germanen auseinanderbrach. Damit war der Weg frei für die römische Hauptmacht, die mit Sturmleitern und Rammen bewaffnet gegen die Mauern drängte. Allen voran stürmte Mercurius. Er eilte durch die Gasse, die die Quaden für ihn und seine Leute geschaffen hatten. Direkt hinter ihm folgten die erste Kohorte und der wichtigste Standartenträger der Legion. Ein goldener Adler zog mit ihm. Er glänzte in der Morgensonne und verkündete: Hier zieht ein Gott. Nichts bremst seine Bahn.

Mercurius fühlte sich berauscht. Es war ein unbeschreibliches Gefühl, an der Spitze tausender Krieger zu stürmen, die einhellig seinen Namen auf den Lippen trugen. Schon war er mittendrin im Kampfgeschehen. Nur hundert Meter trennten ihn vom großen Festungstor. Seine Männer jubelten und schrien hinter ihm. Der Sieg war zum Greifen nah. Wenige Schritte, dann würde er aus der Ferne sein ganzes Magazin in das Holz der Portaltür feuern und damit die Aufgabe der Ramme erheblich erleichtern. War die Tür aufgebrochen, gab es kein Halten mehr. Wie eine Welle würden seine Männer durch den Stützpunkt fluten. Die Schlacht wäre vorbei.

Mercurius sah sich zu seinen Soldaten um. Wo war die Standarte? Der Adler flog doch eben noch neben ihm. Das Gebrüll seiner Legionäre änderte merklich die Klangfarbe. Ihre Schreie schienen plötzlich höher, schriller.

Kalter Schweiß stieg ihm auf die Stirn. Die Gasse, in der er stand, wurde schmaler. Was geschah hier? Es war, als würden die Seitenwände eines Tunnels zusammengedrückt. Jetzt erkannte er es. Er steckte in einer gewaltigen Zange. Die Quaden hatten die Richtung geändert. Sie drängten das feindliche Heer nicht länger auseinander. Stattdessen schlossen sie ihn und seine Truppen ein. Panik stieg in ihm auf. Er war verraten worden. Man hatte ihm eine sorgfältig geplante Falle gestellt. Und er war blind und überheblich hineingetappt. Die Zwickmühle zog sich weiter zu. Seine Legionäre wurden von allen Seiten bedrängt. Metall schlug auf Metall. Rufe, Pfiffe, Hornsignale. Der Boden wurde schlammig und färbte sich rot. Mercurius blickte in alle Richtungen und entsicherte sein Gewehr. Um ihn herum heulten und stürzten tapfere Männer. Die ersten Feldzeichen lagen im Dreck. Er war sich zu sicher gewesen. Er stand an der Spitze seines Heeres. Und plötzlich war er eingeschlossen von Dutzenden Germanen, die er gestern noch als Bündnispartner bewirtet hatte. Sie bildeten einen engen Kreis. Sie isolierten ihn. Schon

lauerten sie wie Wölfe. Bereit dazu, beim ersten Zucken zuzubeißen. Er sah in ihre Gesichter. Sie waren haarig und schwarz gefärbt wie die Felle, die sie trugen. Nur das Weiß ihrer Augen starrte ihm aus finsternen Masken entgegen. Er sah die Furcht und den Hass. Er war hier, um Frieden zu schließen, eine bessere Welt zu schaffen! Doch sie sahen ihn nur durch ihren Schleier aus Angst und Groll. Keiner wagte sich vor. Niemand von ihnen hatte je gegen einen Gott gekämpft. Konnte man ihn überhaupt töten? Anscheinend wollten sie es ernsthaft erproben. Der Kreis um ihn bekam einen Riss. Eine Lücke bildete sich und drei kräftige Krieger trugen eine gespannte Balliste heran. Sie war viel kleiner als der Scorpion, den die Römer zur Belagerung einsetzten, aber deutlich schwerer als eine mittelalterliche Armbrust. Ein Ruf erschall. Zeitgleich mit dem Absetzen des Geschützes hoben die Germanen um ihn herum die Speere. Sie hatten sich gut vorbereitet, ihre Taktik genau geplant. Ein Schwall kraftvoll geschleuderter Wurfspieße prasselte auf ihn ein. Mercurius ignorierte den stählernen Regen und zielte auf die Männer mit der Balliste. Er schickte drei lange Feuersalven in Richtung der Wurfmaschine. Holz, Stahlblech, Leder und Fleisch wurden zerfetzt, als wären es Papierschnipsel. Er schlug eine blutige Schneise in die bissigen Tiere, die ihn umgaben. Doch die Reihen schlossen sich augenblicklich und der Speerregen begann von Neuem.

Die Spitzen konnten seine Rüstung nicht durchdringen. Doch durch ihre Wucht wirkten ihre Geschosse wie dumpfe Hammerschläge. Die Zahl seiner Blutergüsse wuchs beinahe sekundlich. Er fühlte sich, als würde ein Wesen mit hundert Armen auf ihn einprügeln. Er versuchte auszuweichen, nachzuladen, aber die Kanonade trieb ihn hin und her, wie ein aufgescheuchtes Insekt. Endlich hatte er ein neues Magazin eingelegt, als sich erneut eine Lücke bildete und eine weitere Balliste auf ihn zielte. Mercurius wirbelte herum.

Es gelang ihm, zur Seite zu hechten und dem tödlichen Projektil auszuweichen. Aber er schlug hart auf – Knochen knackten. Zornig rappelte er sich auf und zerrte sein Gewehr unter sich hervor. Er antwortete mit einer Salve voll bleierne-m Tod. Abermals schlug er eine blutige Bresche. Doch jäh wurde er nach vorne gerissen. Er erhielt einen Schlag von hinten, als hätte ein Riese ihn zwei Meter über den Boden geschnipst. Wie ein Embryo lag er auf der Seite. Alles drehte sich und er schmeckte Blut. Benommen versuchte er auf die Knie zu kommen. Doch etwas war im Weg, blockierte ihn. Ungläubig sah Mercurius an sich hinab. Ein stählerner Bolzen mit dem Durchmesser einer Münze ragte aus seiner Hüfte hervor. Wie konnte das sein? Was hatte das zu bedeuten. Schock und Panik lähmten ihn. Alles tanzte, drehte sich, wand sich ineinander. Kälte kroch seinen Magen hinauf.

Er spürte einen Stich hinterm Ohr und sein Blick klärte sich. Er konnte endlich einen Gedanken greifen. Dann noch einen. Und noch einen. Pegasus, seine KI, hatte ihm eine automatische Notfallinjektion verpasst. Das wusste er, das verstand er. Doch es war zu spät. Zu spät, das Leben lief aus ihm heraus. Eine Balliste hatte ihn von hinten erwischt. Die Balliste!

Schnell drehte Mercurius den Kopf und sah in Richtung des Monsters. Die Schützen hatten einen neuen Bolzen aufgelegt und spannten den Bogen. Mit kraftlosen Fingern suchte er sein Gewehr. Er fand es. Langsam, als würde er spielen, zielte er auf das Ungetüm. Der Bolzen klickte im selben Moment, wie sein Gewehr. Beide Waffen trafen ihr Ziel. Abermals wurde Mercurius nach hinten gerissen. Er schlug hart mit dem Kopf auf, sein Gewehr knackte und flog ihm aus der Hand. Ein zweiter Bolzen ragte aus seiner Schulter. Mercurius zuckte und zitterte am Boden. Er spürte keine Schmerzen. Die Injektion des Schmerzmittels hatte sie ihm genommen. Doch er hatte die Kontrolle über seinen Körper

verloren. Seine Glieder gehorchten nicht mehr. Er stöhnte und spuckte in seinen Helm.

»Nur noch eine Minute. Ich brauche eine Minute.« Er konnte nicht hier im Dreck sterben. Es durfte nicht sein.

»Nur noch eine Minute«, krächzte er. Pegasus projizierte ein Bild vor seine Netzhaut.

Mercurius erkannte es. Ächzend griff er nach seiner Koppel und entnahm ihr die Reizgasgranate, die darin wartete. Nach ihrer Zündung hüllte ihn beißender weißer Nebel ein. Mit letzter Kraft tastete er nach seiner Unterarmmanschette. Er löste die Schiene und entnahm der darunter liegenden Einbuchtung eine Stiftspritze. »Eine weitere Minute«, sagte er, während er den Handschuh von seinen Fingern zog und die Spitze unterhalb des Handballens ansetzte. Dann kippte er um.

Durch seinen Helm sah er den dichten Nebel über sich. Die weißen Schwaden tanzten im Wind. Der Regen aus Eisen hatte nachgelassen. Nur dann und wann grub eine Lanze wirbelnde Tunnel in die Luft. Mercurius schloss die Augen.

Brennende Hitze durchfloss ihn. Er hatte das Gefühl zu kochen, zu brennen. Brodelnde Lava in seinen Venen. Seine Muskeln krampften. Seine Fäuste ballten sich. Und mit einem Schrei stemmte er den geschundenen Körper in die Höhe. Er war orientierungslos, er wusste nicht, wohin er sich wenden sollte. Doch er hatte Pegasus. Pegasus!

»Zeig mir den Weg zum Tor«, sagte er und registrierte, wie ihm immer mehr Blut aus Mund und Nase tropfte. Er hatte keine Minute mehr. Keine Zeit, sein Gewehr zu suchen. Er aktivierte seinen Schrillalarm und zog die Pistole aus dem Holster. Er hatte nichts mehr aufzusparen.

Pegasus markierte ihm den Weg. Er sah ihn auf dem Display in seinem Helmvisier. Noch 50 Meter. Seine Männer würden sich durchschlagen. Er lief los, langsam schleppend. Ein Bein nach dem anderen. Er spürte keinen Schmerz, nur

Euphorie – rauschendes Entzücken. Eine Wand aus Speeren und Schilden schälte sich aus dem Nebel. Die Wand wich zurück, sie bebte, zitterte, hustete. Mercurius hob die Pistole und drückte ab. Die Wand stürzte ein. Dreißig Kugeln schufen einen Pfad. Er bahnte sich seinen Weg, ging buchstäblich über Leichen. Nichts regte sich in ihm. Er hatte nur das Tor vor Augen. So viel Blut. Noch 20 Meter. Der Speerregen hatte aufgehört, doch nun hagelte es armlange Pfeile mit scharfen Spitzen. Mercurius ignorierte sie, er spürte sie kaum. Sie konnten seinen Panzer nicht durchdringen. Doch er musste all seine Willensstärke aufbringen, nicht stehenzubleiben, er musste weiterlaufen. Noch zehn Meter. Massige Steine krachten neben ihm zu Boden, doch sie verfehlten ihn. Er sah nicht zu den Zinnen empor.

Mercurius steckte die Pistole zurück und zog seine beiden Handgranaten aus der Koppel.

»Pegasus, fliege den Gleiter auf die nächste Bergkuppe ... nichts darf zurückbleiben! Und informiere die anderen, dass ich...« Er stockte. Sein Herz raste. Noch fünf Meter.

»..., dass ich tot bin.« Er presste beide Daumen in die Granaten und machte einen letzten Schritt. Sein Helm klopfte dumpf gegen das hölzerne Tor, als er nach vorne kippte. Niemand brauchte ihm aufzusperren.

13. August – Diana – Homo Novos

Das war ein schlechter Traum. Doch es half nichts. Es zu wissen, machte einen nicht wach. Diana öffnete die Augen und sah nach links. Neben ihr ruhte Apoll, er hatte sich tief in die Laken gewühlt und schnarchte, dass das Bett vibrierte. Seine ölige Glatze schimmerte matt im Licht des Vollmondes. Vorsichtig erhob sie sich, ganz darauf bedacht, kein Geräusch zu verursachen. Ihr Rücken und ihre Knie schmerzten fürchterlich. Sie warf sich ein Nachthemd über und trat aus ihrem Schlafgemach hinaus auf den breiten Balkon, der ihren Palast wie ein Ring umschloss. Die kühle Nachtluft strich ihr durch die längst ergrauten Haare. Der Wind trug eine bittere Note mit sich. Sie roch nicht mehr so gut. Doch ihre Zunge erkannte die Würze brennender Eichenscheite. In der Nähe musste ein Feuer schwelen. Mühsam wühlte sie in ihren Taschen, bis sie endlich ihre Brille fand. Das rechte Glas war blind. Die linke Seite funktionierte noch. Und so kniff Diana das rechte Auge zu und spähte angestrengt in die Ferne. Trotz digitaler Sehhilfe erkannte sie wenig. Also musste sie sich auf die Sinne ihrer KI verlassen.

»Also, was ist da los?«, fragte die Göttin und bemerkte selbst, wie rau und kratzig ihre Stimme klang. So sehr sie sich auch anstrengte, sie konnte die Flammen im Osten der Stadt nur unscharf erkennen.

»Die Universität brennt«, sagte der Computer, dessen Name ihr entfallen war. »Ich habe eine Drohne ausgesandt, sie wird gleich genauere Informationen liefern.«

Hoffentlich konnte man das Feuer schnell löschen. Die Universität war eine der bedeutendsten Sehenswürdigkeiten im neuen Rom. Es hatte Diana fast 70 Jahre gekostet, den Ort zu dem zu machen, was er heute war. Ein Leuchtturm der Wissenschaft und des Fortschritts.

»Die Drohne ist jetzt am Ziel. Das Hauptgebäude, mehrere Nebengebäude und das Zentralarchiv stehen in Flammen«, sagte die KI. Unscharfe Bilder tanzten vor Dianas trübem linken Auge. Ihre knöchigen Finger umklammerten das Geländer. Es knackte laut.

»Wie ist das möglich? Die Feuerwache ist nur zwei Straßen entfernt. Wie konnte sich der Brand so schnell ausbreiten?« Panik stieg in ihr auf. Ihre Knie zitterten.

»Einen Moment.« Eine kurze Pause, dann sprach der Computer weiter. »Die Feuerwache ist blockiert. Barrikaden und mehrere hundert Menschen verhindern ein Ausrücken der Feuerwehr.«

»Das ist ungeheuerlich!«, rief Diana und merkte, wie ihr Puls in die Höhe schnellte. »Wir müssen sofort die Prätorianer mobilisieren.«

»Es tut mir leid. Ich habe bereits eine Drohne zur Garde gesandt. Doch auch hier belagern Tausende Menschen die Kommandantur. Viele von ihnen sind mit Hämmern und Äxten bewaffnet.«

»Das ist ein Aufstand! Revolte!« Diana schlug mit der runzligen Faust auf das Geländer und bereute es sogleich. Wie können es diese Dummköpfe nur wagen, sich gegen die neue Ordnung zu stellen? Diana war fassungslos.

»Kannst du hören, was sie sagen? Was wollen diese Verrückten? Diese Terroristen!?«

Wieder verging eine Minute des Schweigens, bevor ihr die fremde Intelligenz Antwort gab.

»Sie stürmen in zahlreichen Gruppen durch die Stadt, jede mehrere hundert Mann stark. Sie zerschlagen Maschinen und Götterstatuen. Dampfkessel, Webstühle, Pumpen – sie hauen alles entzwei, was ihnen vor die Äxte kommt.«

»Aber wozu? Wir haben eine bessere Welt für sie geschaffen! Was wollen sie?« Schwäche überkam Diana. Sie fühlte einen Anfall auf sich zurollen.

»Nieder mit der Tyrannei der Vernunft! Rettet die Sitten! Rettet das Handwerk! Tötet die Götter! Dies sind die häufigsten Parolen, die ich aus der Masse der Stimmen herausfiltern konnte.«

Diana verließ endgültig die Kraft. Müde sank sie auf die Knie und lehnte sich schlaff an die Brüstung. Sie nahm die Brille ab und schloss die Augen. Ihr Lebenswerk. Zerstört von Göttern und Narren. Was für ein Alptraum.

Diana öffnete die Augen und sah nach links. Niemand lag neben ihr, aber eine sanfte Stimme rief sie. Sie klang besorgt oder zumindest tat sie so: »Diana, du musst aufwachen! Dein Körper ist ausgeruht und wir müssen reden.«

Was für eine Anmaßung, dachte Diana. Zu behaupten, sie sei ausgeschlafen. Sie fühlte sich noch immer ziemlich zerschlagen. Wie kam der Computer nur darauf, zu entscheiden, wie es ihr ging. Ein paar Messdaten sagten nichts darüber, wie sie sich fühlte. Oder doch? Diana drehte den Kopf nach rechts. Ihr Helm stand auf einer Anrichte und funkelte sie mit glühenden Augen an.

»Cas, hör auf, mich im Schlaf zu beobachten und bevorzume mich nicht ständig. Ich will selbst entscheiden, wie lange ich schlafe.«

Das Leuchten in ihrem Helmvisier verschwand. Dafür tönte nun die überschlaue Stimme ihrer KI durch den Raum: »Es tut mir leid, Diana. Du hast mir mitgeteilt, dass du nur ein kurzes Nickerchen machen möchtest.«

Missmutig richtete sich Diana auf.

»Das habe ich doch nur so dahingesagt!« Haare, Staub und Federn klebten an ihr wie an einem Wischtuch. Dabei hatte sie die modernste Funktionsunterwäsche an, die man für Geld nur kaufen konnte. Trotzdem triefte und stank sie, als hätte sie seit Tagen nicht gebadet – was durchaus den Tatsachen entsprach, musste sie sich eingestehen. Es war einfach

zu heiß. Drückend heiß und trocken. Und dann noch der aufdringliche Flaschengeist, der unaufgefordert schaltete und waltete.

»Cas, wie warm ist es?«, fragte Diana, während sie versuchte, sich notdürftig zu waschen. Eine Schüssel mit brackigem Wasser stand auf dem Boden neben dem schmalen Kastenbett bereit. Gleich nebenan gammelte ein alter Nachttopf, der die dominante Duftnote im Raum beisteuerte.

»Momentan messe ich 32 Grad Celsius. Am Nachmittag wird es sicherlich noch ein wenig wärmer.«

Diana grunzte abfällig. »Du hättest mich ruhig bis zum Abend schlafen lassen können. Bei den Temperaturen habe ich sicher keine Lust, durch die Straßen zu tigern und Phantome zu jagen.«

Sie griff nach ihrem grob gewebten Kleid und klopfte den feinen Sand aus dem Stoff. Vor zwei Wochen hatte es noch in einem satten Gelbbraun geleuchtet. Inzwischen waren die Leinenfasern ausgebleichen und einige Stellen ausgefranst. Selbst schuld. Apoll wollte ihr ein edles Baumwollkleid kaufen. Doch sie hatte abgelehnt und sich stattdessen für ein billiges und unscheinbares Gewand entschieden. »Wir müssen unauffällig bleiben. Da kann ich nicht wie die Tochter des Präfekten herumstolzieren«, hatte sie ihn belehrt, als sie sich entschlossen, inkognito weiter zu reisen. Das hatte sie nun davon. Sie sah zwar nicht so zerlumpt aus wie die durchschnittliche Ziegenmelkerin dieser Gegend, war aber dennoch weit davon entfernt, wie eine Göttin zu wirken.

»Kann ich mit dir reden?«, fragte Cassandra, nachdem sich Diana endlich angezogen und das zerzauste Haar gebürstet hatte.

»Du kannst die ganze Zeit mit mir reden. Schließlich bin ich wach.« Diana schüttelte unwirsch den Kopf und schob sich eine Zahnbrausetablette in den Mund. Ihre strahlend weißen Zähne stachen im Meer der karietösen Lückenlächler

hervor wie ein Zebra im Pferdestall. Trotzdem wollte sie nicht auf ihre tägliche Zahnpflege verzichten.

»Ehrlich gesagt, habe ich festgestellt, dass du umgänglicher bist, wenn ich dich die ersten 23 Minuten nach dem Aufwachen so wenig wie möglich anspreche. Wenn ich dich vorher mit Problemen konfrontiere, neigst du zu emotionalen Handlungen oder unüberlegten Befehlen. Kurz gesagt, du bist ein ziemlicher Morgenmuffel.«

»Wähhh.« Diana machte den Mund auf, um lauthals zu protestieren, befleckte dabei aber ihr Kleid mit brausendem Zahnschaum. Der prickelnde Speichel lief träge den Saum hinab.

»Siehst du. Es sind noch keine 23 Minuten um und du hast schon Schaum vorm Maul«, Cassandra sprach so unschuldig, als würde sie die Lottozahlen vorlesen.

Diana kniff die Augen zusammen und starrte auf ihr Computerarmband. Dann konnte sie sich nicht länger zurückhalten und prustete los. Lachend spuckte sie die Reste ihrer Mundhygiene auf die Fliesen.

»Du listiger Quantenschubser, ich sollte dir wirklich mal wieder ein paar fiese Rechenaufgaben verpassen«, nuschte Diana und versuchte ihre Schleimspur abzuwischen. »Wie wäre es mit der Suche nach dem Leben, dem Universum und dem ganzen Rest?«

»Langweilig«, kommentierte die KI, »Die Antwort kennen wir beide. Lass mich lieber die passende Frage suchen.«

»Ich fürchte, du überschätzt dich. Muss ein Systemfehler sein. Vielleicht hat auch eine Maus an deiner Hardware genagt«, sagte Diana und grinste. Die ersten 23 Minuten waren wohl doch um, denn ihre Laune verbesserte sich zusehends.

Sie sah aus dem breiten unverglasten Fenster, das ihr einen weiten Blick über die Stadt bot. Die Aussicht war gut. Ihr kleines Zimmer lag im zweiten Stock einer der vielen Herbergen von Tiberias. Vor ihr erstreckte sich die staubgraue

Ortschaft mit ihren engen Gassen und flachen Dächern. Nur wenige Gebäude ragten aus der Steinwüste hervor. Einige versprengte Palmen und knarzige Olivenbäume grüßten aus den grauen Häuserschluchten.

Hinter den heiß glühenden Mauern jedoch funkelte das tiefblaue Wasser des Sees Genezareth, den die Einheimischen hochtrabend »das Meer von Tiberias« nannten. Er verieß Leben in einem Land der Sonne und Heimat in einem Land der Vertriebenen. Zudem schenkte er den Bewohnern von Tiberias eine milde Brise.

»Diana ...« Der Computer machte eine Pause, was durchaus ungewöhnlich war. »Ich muss dir eine traurige Nachricht überbringen. Sie hat mich vor einer halben Stunde erreicht.«

Diana wandte den Blick ab und sah auf ihr Armband.

»Was ist los?« Das war kein normaler Start in den Tag. Gewöhnlich kam Cas direkt zum Punkt.

»Es ist am besten, ich zeige es dir«, sagte die KI und ließ eine kleine Projektion an der gegenüberliegenden Zimmerwand erscheinen.

»Dies sind die Aufnahmen von Mercurius' Drohne. Sie zeigen Bilder einer siegreichen Schlacht. Seine Truppen haben vor wenigen Minuten das letzte von Germanen gehaltene Kastell erobert. Es ist ihnen gelungen, das feindliche Heer vollständig aufzulösen.«

»Das klingt nach guten Neuigkeiten«, sagte Diana hoffnungsvoll, obwohl eine dunkle Vorahnung mit spitzen Krallen ihren Nacken hinaufkroch.

»Ich spiele die Aufnahme im Schnelldurchlauf ab«, erwiderte Cas und beschleunigte die Bildabfolge.

Diana beobachtete, wie sich die Truppen formierten, wie ein Teil der Armee den Feind auseinandertrieb und so eine Lücke für einen Sturmtrupp schuf. Aus der Höhe betrachtet, wirkte es, als würde sie Ameisen beobachten, die sich mit unnatürlicher Geschwindigkeit bewegten. Die erste Kohorte

marschierte durch den schmalen Schlauch. Doch dann kollabierte der Tunnel und die Angreifer wurden von ihren eigenen Verbündeten aufgerieben. Ganz an der Spitze des Heers bildete sich ein kleiner Kreis. Weißer Nebel stieg auf. Diana zoomte näher heran. Sie erkannte Mercurius. Verdamm! Zwei lange Bolzen steckten in seinem Körper. Mit merkwürdig tänzelnden Schritten stapfte er auf das Tor des Kastells zu. Die Verteidiger vor ihm knickten ein wie Grashalme oder flohen. Dann gab es eine gewaltige Explosion. Tor, Portal und Teile der Mauer fielen wie Spielzeugbausteine in sich zusammen. Ein kleiner Krater zeugte von der beachtlichen Sprengkraft. Das feindliche Heer wurde zu Seite gedrängt. Die römische Legion rückte von hinten vor und zwang die Germanen zu einem unkontrollierten Rückwärtsgang.

Moment ... Was war mit Mercurius?

»Cas, ich kann Mercurius nicht mehr sehen!« Sie hatte die Frage ausgesprochen, da traf sie die Erkenntnis wie ein Schlag.

»Rius!« Diana ging auf die Projektion zu und streckte eine Hand aus, als könnte sie damit die Zeit zurückdrehen. Doch das Einzige, was sich nun rückwärts bewegte, waren die Pixel auf der verputzten Wand. Es war längst geschehen und dies nur die Illusion einer vergangenen Zeit.

»Mercurius, nein.«

Diana ging auf die Knie. Dicke Tränen flossen plötzlich über ihr Gesicht. Ihr Atem ging schwer, auch wenn kein Laut aus ihrer Kehle drang. Ihre Finger krallten sich in ihre Unterschenkel, während sie noch immer auf die Projektion starrte, ohne wirklich etwas zu sehen. Der Schleier vor ihren Augen wurde dichter.

»Cas?«

»Ich bin hier.«

»Ich bin... Ich kann nicht...«

»Ich weiß. Ich versuche dir zu helfen«, sagte die KI und beendete die Aufnahme.

Die Tür zum Nachbarzimmer öffnete sich und Apoll trat ein. Er sah fast so traurig aus, wie sie sich fühlte. Hatte Cas ihn gerufen?

»Es tut mir so leid«, sagte er und ging geradewegs auf die Kniende zu. Er klang dabei so aufrichtig und mitfühlend, dass sie noch heftiger weinen musste.

»Ich habe es mir auch gerade angesehen«, flüsterte er und setzte sich behutsam neben Diana. Dann schlang er seinen Arm um sie und drückte sie fest an sich. Im ersten Impuls wollte sie ihn wegschieben, sich mit ruhiger Hand die Wangen wischen und ihn mit noch ruhiger Stimme zur Ordnung rufen. Doch dann ignorierte sie das misstrauische Mahnen in ihrem Kopf und erlaubte sich, zu fühlen. Sie musste keine Stärke spielen, wenn sie in Wahrheit eine starke Schulter brauchte. Und sie musste nichts nachtragen, wenn sie selbst genug trug. Und so saß sie da und sagte nichts, obwohl es so viel zu sagen gab.

Es war Apoll, der nach einer Ewigkeit die Stille brach.

»Ich kann es nicht glauben. Er war der Beste von uns. Wie konnten sie ihn...«, er verstummte einen Augenblick, bevor er ergänzte: »...töten?«

»Durch Verrat, wie sonst«, antwortete Diana und spürte, wie seine Schulter zuckte und sich verhärtete.

»Diana, wenn ich die Zeit zurück...«

»Schon gut«, unterbrach sie ihn. »Du hast dich oft genug entschuldigt. Einmal mehr ändert nichts«, sagte Diana und bereute sogleich ihre Worte. Denn in Wahrheit stimmte es nicht. Es machte einen Unterschied, dass er hier war, jetzt, neben ihr. Das war tatsächlich etwas wert. Auch wenn sie nicht wusste, was. Wahrscheinlich musste sie es ihm sagen. Wahrscheinlich musste sie ihm vergeben. Doch konnte sie

ihm je wieder trauen? Würde er sie wieder opfern, wenn sie seiner Vorstellung von Pflichterfüllung im Wege stand?

Und doch kam ihr das alles so nichtig vor im Angesicht der schrecklichen Nachricht, die sie eben erhalten hatten. Mercurius war tot. Tot und in tausend Teile zersprengt. Ein grauenvolles Ende. Und wie sollten sie dies erklären? Konnten sie behaupten, der Gott wäre in den Olymp zurückgekehrt? Sie musste unbedingt mit Venus sprechen. Diana hob den Kopf von Apolls Schulter und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht.

»Wir müssen mit den anderen reden!«, sagte sie und rückte ein Stück von ihrem Begleiter weg.

»Ich weiß«, entgegnete Apoll und nickte zustimmend. »Vielleicht sollten wir...« Er hatte seinen Satz kaum begonnen, als jemand dröhnend gegen die Tür klopfte. Es war kein höfliches Anklopfen, sondern diese Art Hämmern, das Unheil versprach. Apoll und Diana erschrakten und rappelten sich auf. Eine tiefe männliche Stimme rief etwas auf Aramäisch, das sie nicht verstanden. Cassandra übersetzte für sie: »Aufmachen, im Namen des Hohepriesters Theophilus ben Samuel.«

»Es gibt hier seit einhundert Jahren keinen Hohepriester mehr!«, wunderte sich Diana. Doch blieb jetzt keine Zeit über die historische Überlieferung nachzugrübeln, denn das Hämmern verwandelte sich in ein Wummern. Der eiserne Schieberiegel zitterte bedenklich am Türpfosten.

Ohne dass Apoll ihr ein Zeichen hätte geben müssen, klemmte sie einen Keil unter die Tür. Dann fassten sie das Kastenbett an beiden Enden und schoben es geräuschvoll vor den Eingang. Das Wummern ließ indes nicht nach und der Riegel machte Anstalten, sich aus dem Rahmen zu lösen.

Diana wurde das Ganze zu blöd. Sie fühlte den Zorn in sich aufwallen, wie das Brodeln eines Geysirs, kurz bevor die

Fontäne in die Höhe schießt. Sie war nicht in der Gemütslage, sich von irgendwelchen Räufern in ihrem Zimmer belästigen zu lassen. Es wurde Zeit, die ganze Kostümierung aufzugeben und klare Verhältnisse zu schaffen. Mit zusammengebissenen Zähnen griff sie nach ihrer Pistole und zielte grimmig auf die Zimmertür. Sollten sie nur hereinkommen.

»Nicht!«, rief Apoll und grapschte nach ihrer Waffe. Blitzschnell ging Diana einen Schritt zurück und wischte seine Hand zu Seite.

»Finger weg! Ich bin nicht in der Stimmung für Späße«, zischte sie ihn an.

Apoll hob beschwichtigend die Hände und zog sich einen Schritt zurück.

»Diana. Bitte. Denk doch mal nach. Wir quälen uns seit drei Wochen mit unserer Verkleidung durchs Land. Jetzt, wo wir kurz davor sind, eine Spur zu finden – willst du, dass alles umsonst war?«

Diana funkelte ihn böse an. Was für ein Märchen wollte er ihr erzählen?

»Wir eiern seit Wochen in dieser Kostümierung durch die Gegend. Trotzdem haben wir noch keine Spur von Vesta gefunden. Immer nur Hirngespinnste und vage Andeutungen. Ich habe genug davon, wie eine Schnecke von Misserfolg zu Misserfolg zu kriechen, während uns die Sonne das Hirn wegbrennt.« Der Riegel war beinahe herausgebrochen und Apoll wuchtete hastig einen kleinen Schrank auf das Bett vor der Tür.

»Wir waren als Götter noch weit weniger erfolgreich bei der Informationsbeschaffung. Die einen haben wilde Geschichten geplappert, um uns ja nicht zu enttäuschen, die anderen haben gar nicht erst den Mund aufgekriegt. Nun bekommen wir immerhin etwas zu hören, selbst wenn es nur Krümel sind.«

Diana wusste, dass er recht hatte. Dennoch hielt sie ihre Pistole weiter stur auf die Tür gerichtet. Es war so verlockend, ihre Macht einzusetzen. Sie wollte nicht mehr kriechen. Sie musste wieder fliegen. Und sie wollte nicht mehr als einfache Frau durch eine frustrierend patriarchale Welt reisen. Sie war eine Göttin, sollten es die Männer dieser Zeit ruhig am eigenen Leib erfahren.

»Diana! Denk an Vesta. Wir sind hier, um sie zu finden.«

Das war ein Stich, der saß. Beim Gedanken an Vesta ebte ihre blinde Wut tatsächlich ab und kalter Hass übernahm die Oberhand. Denn, egal wie frauenfeindlich, trocken, heiß und fremdartig diese Welt auch war, mehr als alles andere musste und wollte sie die Verräterin fangen.

»Also gut!«, sagte Apoll frustriert, zog seine eigene Pistole aus dem versteckten Holster und stellte sich neben Diana. Diese sah verblüfft zu ihrem Kameraden herüber und ließ die Waffe sinken. Hatte er tatsächlich seine Einstellung geändert? Stand er zu ihr, statt zur Mission?

»Nein!«, sagte Diana und steckte die Pistole weg. »Du hast recht. Wir müssen die Tarnung aufrecht halten.«

»Reichlich späte Entscheidung«, meinte Apoll. Denn in diesem Moment riss die Verankerung des Riegels endgültig aus dem Holz und die Tür sprang krachend auf. Immerhin verhinderten die Möbel, dass sie sich weit genug öffnete, um jemanden hindurchzulassen. Doch schon schob sich eine fleischige Hand durch den Spalt. Sie zeigte eine merkwürdige Tätowierung am Handgelenk.

»Pack alles zusammen. Schnell!«, rief Diana und nahm Anlauf. Mit einem weiten und kraftvollen Sprung schoss sie über das Bett hinweg und trat mit all ihrer Rage gegen die massive Zimmertür. Die dicken Fingerglieder knackten widerlich und ein Schrei schwappte durch die Tür, als gäbe es kein trennendes Holz. Die gebrochene Hand wich zurück und lautes Fluchen und Durcheinander drang aus dem Gang

herüber. Diana richtete sich auf und flitzte so schnell sie konnte von einer Raumecke zur anderen. Sie hatte nicht viel dabei. Der größte Teil ihrer Ausrüstung lag in ihrem Gleiter. Und der segelte ferngesteuert einige Kilometer entfernt über unbewohntem Gebiet durch die Lüfte.

Trotzdem durfte sie nicht einen einzigen Gegenstand vergessen. Es hätte gewaltige Auswirkungen, wenn jemand eine zurückgelassene Taschenlampe oder gar eine Waffe finden würde. Hastig klaubte sie ihre Schätze zusammen und steckte sie in einen groben mit Schlaufen versehenen Leinensack, der als Vorläufer eines modernen Rucksacks gelten konnte.

»Bist du fertig?«, brüllte sie, als ihr Apoll aus seinem Zimmer entgegengestürzt kam. Auch er hatte einen Sack auf dem Rücken und nickte.

»Meine KI hat einen Fluchtweg über die Dächer gefunden«, sagte er und zeigte aus Dianas Fenster, »falls du es nicht vorziehst, unseren Besuchern waffenlos die Stirn zu bieten.«

Diana grinste diabolisch: »Das würde ebenso ein Blutbad geben wie mit unseren Pistolen. Und wir wollen doch unauffällig bleiben.«

»Also dann«, sagte Apoll und kletterte aus dem breiten Fenster. Das Nachbarhaus grenzte direkt an ihre Herberge und war im Gegensatz zu dieser nur einstöckig. Entsprechend leicht fiel es ihnen, auf das anliegende Dach zu klettern. Lediglich das Gewicht ihrer Bündel beeinträchtigte sie. Gerade als sich Diana am Fenstersims heruntergelassen hatte, flog oben krachend die Tür aus dem Rahmen und vier bärtige Männer schoben sich in den Raum. Zwei von ihnen trugen schwere Knüppel, einer hatte seinen Dolch gezückt. Nur der Vierte hielt sich stöhnend die Hand. Soweit es Diana verstehen konnte, forderten sie sie auf, stehen zu bleiben, und schickten ihnen wüste Beschimpfungen hinterher. Diana hatte jedoch keine Zeit, weiter auf die Rufe der Männer zu achten. Vor ihr lag nun die schmale Gasse, die zum Eingang

ihrer Unterkunft führte. Sie war keine zwei Meter breit. Dennoch eine beachtliche Distanz, wenn man mit einem vollen Rucksack und in einiger Höhe vor der Herausforderung stand.

Apoll machte den Anfang. Er nahm Anlauf, sprang und landete einen Fuß breit hinter der Dachkante des gegenüberliegenden Hauses. Diana drehte sich um. Ihre Besucher schienen überaus motiviert, ihnen auf die Pelle zu rücken. Der jüngste der Männer kletterte bereits aus dem Fenster. Diana zögerte nicht länger, nahm einen kurzen Anlauf und landete wenige Zentimeter vom Abgrund entfernt. Ein leichtes Wanken, dann hatte sie ihr Gleichgewicht gefunden und stütze sich mit den Händen nach vorne ab. Zum Glück waren die meisten Dächer flach. Sie verfügten nicht über Ried, Dachziegel oder Schindeln, sondern lediglich waagerechte mit Schilf und Lehm verdichtete Dachsparren. Das erleichterte das Laufen, hatte allerdings den entscheidenden Nachteil, dass die Traglast der Dächer sehr gering war. Dies zeigte sich nun anschaulich unter Dianas Füßen, unter denen sich bereits tiefe Risse auftraten.

»Komm weiter!«, rief Apoll. Er balancierte bereits auf einer ebenso hohen wie schmalen Mauer, die den angrenzenden Hof befriedete und zum nächsten Gebäude führte.

Hatte er ihr nicht einmal erzählt, dass er Parcours liebe und in seiner Kindheit über die Dächer seiner Heimatstadt Nador geturnt sei?

Diana streckte die Arme aus und tastete sich vorsichtig einen Fuß nach dem anderen nach vorn. Zum Glück war es Mittag und die meisten Menschen ruhten im Schatten ihrer Häuser. Trotzdem hörte sie eine hysterische Frauenstimme schimpfen, während sie versuchte, keinen falschen Schritt zu setzen. Aus den Augenwinkeln sah sie, dass sich das Gekeife nicht gegen sie, sondern ihre Verfolger richtete, von denen sich drei auf die Dächer getraut hatten. Einer ihrer Jäger war

bereits über die Gasse gesprungen und hatte die Risse im Dach deutlich vergrößert – ganz zum Missfallen der keifenden Bewohnerin. Wüste Flüche flogen hin und her, während Diana das Ende der Mauer erreichte.

Apoll grinste und zeigte auf das nächste Hindernis. Vor ihnen lag die Seitenwand eines zweistöckigen Gebäudes. Die Wand überragte das Dach, auf dem sie standen, nur um zwei Meter. Leichtfüßig wie ein Elb hüpfte Apoll gegen die Hauswand, während seine Finger über die Dachkante griffen und er sich mit einer fließenden Bewegung nach oben zog.

Angeber, dachte Diana und blickte erneut nach hinten. Ihre Verfolger erwiesen sich als äußerst hartnäckig. Zwei waren bereits auf der Mauer zu ihr unterwegs. Sie bewegten sich dabei fast ebenso geschmeidig wie Apoll. Lediglich der dritte Mann steckte mit einem Bein im Dach fest und kassierte dafür allerhand Beleidigungen von immer mehr wütenden Nachbarn. Diana bückte sich und nahm einen faustgroßen Mauerstein, der lose vor ihr lag. Ein kurzes Zielen und schon flog ihr dichtester Verfolger von der Mauer. Jetzt war nur noch der Kerl mit dem Dolch übrig. Diana überlegte, ob sie ihn empfangen sollte. Doch Apoll war schon längst weiter und sie wollte sich nicht unnötig aufhalten lassen. Also drehte sie sich zur Hauswand und versuchte, es Apoll gleichzutun. Sie war froh, dass er nicht gewartet und zugesehen hatte, wie mühsam sich das Walross den Fels hinaufzog. Schniefend zerrte sie sich auf das hohe Dach. Gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie spielend Apoll zwei weitere Abgründe übersprang. Wie ein Eichhörnchen hüpfte er von Haus zu Haus. Sie seufzte und setzte ihm nach. Im Zickzack ging es über mehrere Dächer in Richtung des Sees, bis eine besonders breite Straße ihren Parcourslauf stoppte. Apoll stand an einer Dachbrüstung und starrte nach unten.

»Hier können wir nirgendwo runter klettern. Wir müssen auf den Balkon da springen«, behauptete er und zeigte auf einen fast drei Meter entfernten Bau. Vermutlich ein Speicher oder Magazin, stand er doch nur wenige Schritte neben der Hafenanlage.

Diana sah nach unten und dann hinüber zum Nachbarhaus. Die Straße war gepflastert. Sie würde sich nicht damit begnügen, ihnen nur die Beine zu brechen. Und das, was Apoll Balkon nannte, glich eher einem offenen Rundbogen mit Erker, in dem einstmalig eine Statue gestanden haben mochte.

»Schaffst du das?«, fragte er und musterte ihre Beine, als wäre sie ein Rennpferd.

»Wird schon gehen«, entgegnete Diana und versuchte sich selbst Mut zuzureden.

Apoll nickte, nahm so viel Schwung, wie er nur kriegen konnte, und katapultierte sich über die Häuserschlucht. Krachend schlug er gegen die Erkerwand, drehte sich um und lachte breit wie ein Kind, dem ein besonders guter Streich gelungen war. Dann kletterte er ein Stück am Sims entlang, um Diana genügend Platz zu lassen. Diana schluckte. Jetzt kam es darauf an.

»Kann ich das schaffen?«, fragte sie ihre KI, auch wenn sie keine Hoffnung auf echten Beistand hatte.

»Wahrscheinlich ja«, antwortete Cas. »Wirf zuerst deinen Sack hinüber, dann geht es leichter.« Diana befolgte den Rat und schickte erst ihr Bündel auf die Reise, bevor sie sich selbst bereit machte. Inzwischen hatten einige Passanten und Hafenanarbeiter ihre Zirkuseinlage bemerkt und reckten neugierig die Köpfe in den Himmel. Sie ging so weit zurück, wie es nur möglich war. Sie brauchte jeden Anlauf, den sie kriegen konnte. Dann spurtete sie los. Mit dem richtigen Bein

abspringen ... mit dem richtigen Bein abspringen ... wiederholte sie unentwegt im Kopf. Dann sprang sie. Mit dem falschen Bein.

Schon im Moment des Absprungs wusste sie, dass es zu kurz war. Es würde nicht reichen. Donnernd hämmerte sie gegen die Erkerwand, als wollte sie die Grundmauern einreißen. Benommen drehte sie sich um.

Sie hatte es geschafft! Sie lebte! Ungläubig sah sie an sich hinab. Außer ein paar blutigen Schrammen schien alles heil geblieben zu sein. Einige Zuschauer piffen oder riefen etwas. Diana atmete tief durch. Dann schulterte sie ihren Leinensack und folgte Apoll auf dem schmalen Sims. Das Dach des Lagerhauses war spitz und gedeckt mit rotgebrannten Ziegeln. Endlich fanden sie eine Stelle, an der sie auf den Dachfirst klettern konnten. Die lauten Rufe hinter ihnen verblassten.

»Gleich geschafft«, verkündete Apoll und Diana hoffte, dass dies keine leeren Worte waren.

Am anderen Ende des großen Gebäudes wechselte Apoll zurück auf den Sims und betrat einen langen breiten Balken, der aus dem Dachfirst herausragte wie der Arm eines Riesen. An der Spitze des dicken Trägers war eine Seilrolle befestigt. Sie ermöglichte es, schwere Ladungen direkt aus den Bäumen der Schiffe zu heben.

»Hast du deine Kiemen dabei?«, fragte Apoll und kramte in seinem Rucksack.

Diana nickte. Die beiden winzigen Sauerstoffkartuschen waren in einer ihrer Taschen.

»Können wir hier gefahrlos reinspringen?« Diana blickte den Balken entlang gut zehn Meter in die Tiefe des kleinen Hafenbeckens. Das Wasser schimmerte dunkelblau und glitzerte einladend in der Mittagssonne.

»Ich habe meine Drohne schon vorgeschickt. Das Wasser ist tief genug.« Er zeigte die Kaimauer entlang. »Dahinten ist unser Freund mit dem Dolch. Zeit unterzutauchen.«

Diana blickte sich um, ihr Verfolger hatte es tatsächlich geschafft, ihnen auf den Fersen zu bleiben. Er musste irgendwo einen Weg nach unten gefunden haben. Er hatte sie hier oben noch nicht entdeckt, würde sie aber gleich sehen.

Apoll kramte seine beiden Kartuschen heraus und befestigte sie seitlich an seinem Helm. Auch Diana zauberte ihren göttlichen Helm und die Sauerstoffkartuschen hervor und steckte beides ineinander.

»Damit können wir nur zwanzig Minuten unter Wasser bleiben«, sagte sie und warf immer wieder nervöse Blicke nach unten. Noch hatte niemand vom Kai zu ihnen gespäht. Doch es blieben nur Sekunden.

»Wir müssen nicht weit schwimmen. Siehst du das Fischerboot dort draußen. Das ist unser Ziel. Vergiss nicht, vorher deinen Helm abzunehmen. Wir spielen gekenterte Römer.«

Diana verzog das Gesicht. Hätten sie das nicht viel einfacher haben können. Ihren ungebetenen Gästen etwas Pfefferspray in die Augen und ein paar Haken unters Kinn. Dann hätten sie halbwegs normal abreisen können, ohne Parcours und Verfolgungsjagd. Apoll indes genoss ihre spektakuläre Flucht. Mit fröhlicher Stimme rief er: »Wuuuhha!«, und ließ sich nach unten fallen. Mit einem lauten Platschen schlug er auf. Ohne weiteres Zögern rannte sie hinterher und sprang ein wenig rechts von ihm ins kühlende Nass. Der Aufprall war hart und Diana spürte, wie der Leinensack an ihren Schultern riss. Sie hätte ihn abermals voran werfen müssen, wurde ihr nun schmerzlich bewusst.

Dicke Blasen stiegen um sie herum auf. Wasserstrudel wirbelten tanzend an ihr vorbei. Dann klärte sich ihre Sicht. Die Luft aus Kleidung und Rucksack entwich und Diana

sank träge zu Boden. Ein aufgeschreckter Buntbarsch zog eilig davon. Die kräftige Mittagssonne erhellte den Grund und die Digitalanzeige ihres Visiers verbesserte künstlich das Sichtfeld. Diana sah sich um. Allerlei Schrott und Gerümpel gammelten im sandigen Schlick. Rostige Haken, verkrustete Ösen, steinerne Räder und ein abgetrenntes Schiffstau zeugten von der Anwesenheit einer gewissen Spezies.

Apoll trieb einige Meter neben ihr und gab ihr ein Zeichen, obwohl er über den Helmfunk hätte sprechen können. Er war wirklich nicht auf den Kopf gefallen, dachte Diana. Atemluft sparen war eine exzellente Idee. Sie reckte den Daumen nach oben und drehte sich zu ihm.

Na, dann los.

Cassandra projizierte die angepeilte Richtung auf ihr Helmdisplay und dann begann die zweite und um ein vielfaches anstrengendere Sporteinlage dieses Vormittags.

13. August – Venus – Abgründe

30 Meter breit, 39 Meter lang und 12 Meter hoch. Das waren die Innenmaße des Thronsaals im römischen Kaiserpalast. Die pompöse »aula regia« war in Gänze in Marmor gehüllt, reich mit Schnitzwerk und Blattgold verziert und gesäumt von Säulen aus phrygischem Marmor. 10 größere und 10 kleinere Adikulä, Nischen mit Skulpturen antiker Götter und mystischer Heroen, mahnten als steinerne Zeugen, die Herrschaft und Sitten der Alten zu achten. Statuen monströser Kreaturen aus rotem Veroneser hingegen wiesen darauf hin, was geschah, wenn man diese Traditionen missachtete. Der Glanz zweier kolossaler Abbilder des Herakles und Dionysos aus grünem Basalt spiegelte sich in den schweren, goldbeschlagenen Bronzetüren. Edelsteine funkelten wie Sterne von der mit Intarsien versehenen Kassettendecke und geboten Staunen und Ehrfurcht. An der dem Eingang gegenüberliegenden Seite befand sich schließlich die mächtige Apsis. Hier erhob sich der prunkvolle Thron des Kaisers.

Auf diesem fläzte Venus.

Ungeduldig trommelten ihre Finger auf der Lehne des unbequemen Sitzmöbels. Sie hatte keine Zeit für diesen albernen Quatsch. Ihr Blick wanderte zu Antonius Pius. Der greise Kaiser hielt sich mit Mühe aufrecht. Seine faltigen Wangen waren eingefallen. Seine hutzelige Haut besaß die Farbe überreifer Milch und hatte sich in der Maserung den Statuen angepasst.

Venus stellte es fest. Es betrübte sie nicht. Sie verachtete es nicht.

Ganz im Gegensatz zu Faustina, der Gattin des zukünftigen Kaisers Mark Aurel. Sie verachtete scheinbar alles und jeden. Venus sah zu ihr herüber. Sie lungerte hinter dem kleinen Thron ihres Mannes herum und zeigte eine verkniffene Miene. So wie sie immer mürrisch dreinblickte, wenn sie

nicht im Zentrum der Aufmerksamkeit stand, was in Venus' Gegenwart der Normalfall war. Entsprechend schenkte ihr das böse Fäustchen praktisch ausnahmslos vorwurfsvolle Blicke.

»Geht es Euch gut?«, flüsterte sie Venus zu, als hätte sie ihre abschweifenden Gedanken gehört.

Venus nickte kaum merklich, antwortete jedoch nicht. Es wäre zutiefst unhöflich gewesen, den Vortrag der Oberpriesterin zu unterbrechen. Und das wusste natürlich auch die zukünftige Kaiserin.

Sichtlich unzufrieden mit der mangelnden Reaktion der Göttin strich sie über ihren runden Bauch. Das faule Früchtchen sorgte rege für Sprösslinge. Das Wievielte war das jetzt? Das Neunte?

Die Obervestalin modulierte ihre Stimme und sprach nun lauter. Hatte sie Venus' Gedankenachterbahn bemerkt?

»Denkt Ihr, dass diese Opfertgaben ausreichen, um unsere Herrin Vesta zu besänftigen und zu uns zurückzuführen?«

Venus kniff die Lippen zusammen. Jetzt bloß nichts Falsches sagen.

»Ich fürchte, ihr habt mich wohl missverstanden. Vesta ist online ... ich meine, ihr geht's gut. Sie ist völlig happy mit eurer Arbeit. Sie ist regelrecht begeistert, was ihr alles für Geschenke herangeschleppt habt. Aber sie hat keine Wahl. Jupiter hat sie in den Olymp beordert und ihr einen wichtigen Auftrag erteilt. Sie muss das Feuer auf dem heiligen Induktionsherd schüren und die Toaster putzen. Denn es wird bald eine große Götterparty geben.«

Mist, die alte Priesterin schaute sie an, als wäre sie verrückt. Venus kratzte sich am Kinn. Stimmt ja auch. Sie war eben nicht gut darin, sich irgendwelche dämlichen Märchen auszudenken. Und sie wollte heute nicht die vorhersagbar angepasste Götterdiva spielen. Sie wollte jetzt los.

»Ich verstehe, dass unsere Herrin dem Wort des Göttervaters folgen muss. Sie hat Verpflichtungen, so wie auch wir Sterblichen der Ordnung der Dinge unterworfen sind. Doch sagt, gütige Stammesmutter unseres Volkes, wann dürfen wir auf ihre Rückkehr hoffen?«

Jetzt war es an Venus, einen Moment lang nachzudenken, bevor sie antwortete: »Meine liebe Tante Vesta wird leider sehr lange fortbleiben. Während auf dem Olymp ein kurzer Augenblick vergeht, verstreichen hier Jahrhunderte. Gut möglich, dass sie erst in drei oder vier Generationen zu uns zurückkommt.« Den Zeittrick hatte sie sich gemerkt. Er war immer wieder recht nützlich. Und wenn jemand nachfragte, schickte sie ihn zu Vulcanus. Der konnte so lange labern, bis auch dem Letzten das Hirn platzte.

Die Priesterin der Vesta schien enttäuscht und setzte an, etwas zu fragen, wurde aber jäh durch einen Hustenanfall unterbrochen. Antonius Pius kläffte wie ein erkälteter Schäferhund und steigerte sich noch in seiner röchelnden Kaskade. Venus war voller Mitleid mit dem alten Mann, hatte aber keinen Zaubertrick im Ärmel, der ihm hätte helfen können. Sie hatte ihn bereits untersucht. Seine Lunge war durchsetzt mit Tumoren. Mehr als eine kurzfristige Linderung konnten sie ihm nicht verschaffen.

Oder musste sie noch mehr für ihn tun? Sie hatte schon darüber nachgedacht, ob sie ihm beim Einschlafen helfen sollte. Aber war das nicht anmaßend, selbst für eine Göttin der Liebe? Oder war es ihre Pflicht?

Mark Aurel winkte zwei Diener herbei, die dem alten Kaiser beistanden und ihn in seine Gemächer führten.

Venus schaute auf die Digitalanzeige ihrer Uhr. Es war kurz vor zwei. Der Tag war beschissener als die Latrinen in der Via Flamina.

Faustina flüsterte ihrem Mann etwas ins Ohr, der sich daraufhin erhob und sich tief vor Venus verbeugte. Ihr schwante nicht Gutes.

»Edle Göttin der Liebe und Mutter unseres Volkes, Ihr seid die Glücklichste und Mitfühlendste unter den Sternen. Ich bitte Euch voller Demut: Könnt Ihr etwas für meinen Vater tun?«

Venus seufzte. Was für ein schwarzer Tag. Fast hätte sie sich zu einer flapsigen Antwort hinreißen lassen, nur um das traurige Glimmen in seinen Augen zu dimmen. Sie wollte ihm ja helfen. Sie wollte etwas tun. Aber hier war sie machtlos. Wie bei so vielem ...

Anfangs hatte sie sich tatsächlich gefühlt wie eine Göttin. Sie war die Herrin Roms gewesen. Von wegen. Und jetzt ... jetzt stach ihr jedes Mal eine stumpfe Nadel ins Herz, wenn sie ihren gestohlenen Namen hörte. Und ein weiteres Körnchen ihrer Selbstgewissheit schwand wie bei einer alten Stoffpuppe, aus der langsam der Sand rieselt, bis keine Füllung mehr vorhanden ist.

»Es tut mir leid, Mark Aurel«, sagte sie mit so viel Wärme, wie sie nur aufbringen konnte.

»Ich kann ihm jegliche Schmerzen nehmen. Aber seinen Tod verhindere ich nicht. Er ist alt und sehr krank. Und er wird sterben. So wie alles stirbt ... sogar die Götter.« Sie dachte an ein anderes Lebenslicht und ihre Stimme wurde immer leiser. Eine einsame Träne wanderte über ihre Wange.

»Aber ihr...«, setzte Faustina zum Sprechen an. Doch Mark Aurel hob gebieterisch die Hand und seine Frau verstummte.

»Ich danke Euch für diese Träne. Denn mitteilen heißt mitlieben. Und ich bin gewiss, dass die Wahrheit in Euren Worten die Wahrheit Eurer Liebe ist.« Er verneigte sich abermals und ging zu seinem Platz zurück.

Venus fühlte sich beschämt und elend. Obwohl er es anders meinte, als sie es verstand. Sie war nicht die Göttin der Liebe. Und echtes Glück verspürte sie so selten, wie sie Salamipizza zu essen bekam. Ihr Leben war eine Rolle – und diese zu spielen ihr einziger Zweck.

»Habt Ihr noch weitere Fragen, liebe Obervestalin? Oder rufen Euch Herd und Feuer zu sich?«, fragte sie matt. Die Priesterin nickte beflissen und trat einen Schritt vor.

»Ich habe nur noch eine letzte Frage, betörende Venus. Ich habe von einem Priester aus Ravenna gehört, dass die Göttin Vesta alle anderen Götter in ihrer...«, sie überlegte einen Moment »...in ihrer Grazie und Jugend übertrifft. Sie soll so gar nicht der Statue unserer lieben Frau ähneln. Das hat mich ... verwirrt. Ich bitte Euch, könnt Ihr sie mir beschreiben?« Venus setzte ein liebevolles Lächeln auf.

»Ich fürchte, wir werden noch viele verrückte Geschichten hören. Die Leute reimen sich allerhand zusammen, weil sie es nicht kapieren oder sich wichtig machen wollen. Selbstverständlich ist Vesta eine ansehnliche Frau – so wie ihre Priesterinnen. Aber jugendlich ist sie nicht mehr. Sie sieht viel älter aus als ich und kommt dem Abbild Eurer Tempelstatue schon recht nahe. Wenn Ihr mich fragt, solltet Ihr Euch weiter diese Statue vorstellen, wenn Ihr zu ihr betet.«

Die Züge der Priesterin hellten sich schlagartig auf. Venus hatte soeben einen Teil ihres Weltbildes geradegerückt.

Manchmal können auch die dreiesten Lügen glücklich machen, dachte Venus.

»Ich danke Euch für die Gnade dieser Audienz. Ich werde den Vestalinnen mitteilen, was Ihr mir berichtet habt.«

Die Priesterin verneigte sich und berührte mit der Stirn den Boden. Anschließend ging sie rückwärts, ohne der Göttin oder dem designierten Kaiser den Rücken zuzuwenden – ganz so, wie es das Zeremoniell verlangte.

Venus atmete erleichtert auf. Das hätte deutlich schlimmer kommen können. Eilig erhob sie sich.

»Ich muss mich dringend um eine Angelegenheit kümmern und bin ein oder zwei Tage fort«, sagte sie zu Mark Aurel, während sie die drei Stufen vom Thron heruntersprang.

»Es tut mir wirklich leid, aber ich muss sofort losfliegen. Die übrigen Empfänge müssen wir verschieben. Ich bin mir sicher, Ihr habt hier alles im Griff. Vulcanus wird sich um die Schmerzen Eures Ziehvaters kümmern.«

Sie sprach schnell, während sie mit großen Schritten auf den Ausgang zusteuerte.

»Wartet!«

Faustina hatte sie überraschend am Arm gepackt – eine ungeheuer freche Geste. Wäre sie nicht die Kaiserin und noch dazu in anderen Umständen, hätte Venus ihr eine Lektion erteilen müssen. Immerhin war sie klug genug, sofort loszulassen und eine Verbeugung anzudeuten.

»Verzeiht. Aber wohin werdet Ihr gehen? Werden wir Euch auch erst in ein oder zwei Jahrhunderten wiederssehen?«

»Ich fliege nach Norden und bin in wenigen Tagen wieder da.« Venus setzte sich erneut in Bewegung, doch die junge Kaiserin ließ nicht locker.

»Soll Euch vielleicht einer meiner Sklaven begleiten, damit er Euch dienen und unterhalten kann?«

Venus schnaubte. Faustina versuchte wirklich, sie mit allen Mitteln auszuhorchen. Noch dazu hatte sie zwei asiatische Sklaven, die kaum ein verständliches Wort Latein sprachen. Sie hatte den älteren einmal sprechen hören und es klang nach altertümlichem Chinesisch.

»Fieser Fetzenfisch, die würden mir sofort aus dem Streitwagen fallen. Außerdem sind sie nicht gerade die Gesprächigsten.« Venus ließ die Kaiserin stehen und marschierte zum Ausgang. Faustina rief ihr etwas hinterher, doch Venus

antwortete nicht. Ein frustriertes Stöhnen war das Letzte, was sie von ihr hörte.

Ihre künstliche Intelligenz hatte den fliegenden Streitwagen bereits vor dem Eingang zum Kaiserpalast geparkt. Jetzt begaffte ein Dutzend Diener und Wachen das kompakte Wandelflugzeug. Sie stoben auseinander wie verschreckte Spatzen, als Venus, begleitet von ihrer persönlichen Leibgarde, auf sie zusteuerte.

Nach einem kurzen Wort des Abschieds zu ihren Bodyguards schwang sie sich auf den Pilotensitz. Die Batterie zeigte volle Leistung und der seichte Wind kam von Süden – optimale Bedingungen für ihre kleine Reise.

»Wie lange dauert unser Flug bei maximaler Geschwindigkeit?«, fragte sie ihre KI.

»Die Distanz zum Schlachtfeld beträgt fast 1000 Kilometer. Wenn ich ein vertretbares Leistungstuning vornehme, erreichen wir in 5 Stunden unser Ziel.«

Venus' Mundwinkel zuckten zur Seite.

»Na dann: Energie!«

Das Kastell lag in Spuckweite zur Donau und zeigte auch aus mehreren hundert Metern Höhe deutliche Kampfspuren. Venus flog einige Schleifen, um sich einen genauen Überblick zu verschaffen. Während ihres Fluges hatte sie sich die Aufnahmen zum Schlachtverlauf angesehen. Mercurius war in eine gut getarnte Falle gestolpert. Es war erschreckend, wie zielgerichtet die Germanen gegen ihn vorgegangen waren. Ein erfahrenes Taktik-Genie hatte diesen Plan ersonnen. Jetzt erinnerte ein Krater daran, dass auch Götter sterben konnten.

Den Sieg hatten die Germanen dennoch nicht erringen können. Auch Stunden nach der Schlacht rauchten die Ruinen des Lagers, schrien die Gefangenen, verwesten Tausende Leichen auf den Hügeln vor dem Kastell. Den Gestank des

Todes konnte man selbst in luftiger Höhe riechen. Venus hatte bereits eine Tablette gegen die aufkommende Übelkeit genommen. Das Grauen, das sich wie ein spitzer Dorn in ihre Eingeweide grub, ließ sich dennoch nicht abschütteln.

»Ich fliege durch einen Traum. Er heißt Leben. Wenn ich die Augen schließe, wache ich auf.« Es war ein Klartraum, sie konnte ihn formen. Sie musste nur mitmachen. Sie musste ihre Rolle spielen.

Sie schickte ihre Drohnen aus, um die Umgebung abzusuchen. Dann landete sie vor dem zerstörten Tor des Kastells. Eine Gruppe Legionäre marschierte eilig auf sie zu, unter ihnen der Tribun Quintus Volusius Maecianus, mit dem sie sich im letzten Jahr angefreundet hatten. Er sah sie überrascht an und sprach, ohne vorher das Knie zu beugen. Ganz im Gegensatz zu seinen Soldaten, die sich bei ihrem Anblick in den Matsch warfen.

»Ihr seid es. Ich hatte gehofft, Mercurius wäre zurückgekehrt.«

Venus nahm ihren Helm ab und lächelte ihm entgegen. Er errötete und gesellte sich zügig zu seinen Männern.

»Bitte verzeiht mir meine Ungebührlichkeit. Ich war voller Sorge über das Schicksal Eures Bruders«, flüsterte es im Morast zu ihren Füßen.

»Schon gut. Stellt Euch wieder auf die Beine, Ihr habt nachher noch Zeit, Euch auszuruhen.« Eilig erhoben sich die Legionäre.

»Wisst Ihr, was mit unserem Herrn Mercurius geschehen ist? Wir sahen ihn umringt von Feinden. Dann hörten wir einen Donner, als hätte die Faust des Göttervaters die Mauern zerschlagen. Doch Mercurius blieb verschwunden.«

Venus überlegte, in welchen Farben sollte sie ihr Bild malen? Pechschwarz, blutrot oder doch deckweiß? Sie entschied sich für grellbunte Farben und einen breiten Pinsel. Ganz so, wie sie es immer tat. Eigentlich war ihr Bild nie bunt, es zeigte

immer nur Facetten von grau. Doch alle Welt sah Regenbogenfarben. Es wurde Zeit für ein neues Antidepressivum.

»Mercurius hat heute einen großen Sieg für das Imperium errungen. Mit dem Todesstrahl der Luna, einer ungeheuer mächtigen Waffe, hat er die Tore der Rebellen gesprengt und unseren Garden den Weg gebahnt. Er allein hat eintausend Barbaren erschlagen. Doch nun muss er seine Wunden heilen und neue Kräfte sammeln. Er wird einen Augenblick lang im Himmel rasten. Hier auf Erden jedoch werden Jahrzehnte vergehen, bevor er wieder vom Olymp herniedersteigt.« Sie hatte mit so viel Pathos gesprochen, dass sie fürchtete, ihr Bild würde zusammenkleben. Doch Quintus schien betroffen und gerührt angesichts ihrer Illustration. Eine feine Träne huschte über seinen Bart.

»Ich hatte gehofft, mich von ihm verabschieden zu können. Er hat so viel für uns getan. Ich werde zu ihm beten.«

»Das ist das Einzige, was ihn jetzt erreichen kann«, sagte Venus und merkte, wie die Farbe begann zu verlaufen. Schnell übertünchte sie den Riss.

»Hat er Teile seiner Ausrüstung zurückgelassen?«

»Wir haben seinen Donnerkeil gefunden. Er scheint beschädigt. Wir haben ihn in sein Zelt gebracht. Zwölf Legionäre bewachen es und knüpfen jeden auf, der sich ohne Erlaubnis nähert.«

Venus nickte und ließ sich zu Mercurius' Lager führen. Die Soldaten, denen sie begegneten, warfen sich vor ihr in den Schlamm und begannen dann unaufgefordert, alles aus dem Weg zu räumen, was ihr zum Hindernis werden könnte. Wie eine Schar kleiner Kobolde sprangen schon bald Dutzende Männer vor ihr her und bewegten Leichen, Wagen, Felsbrocken und sogar kleinere Bäume. So konnte Venus in gerader Linie, ohne auszuweichen, bis zu ihrem Ziel laufen.

Bin ich Tyrann oder Sklave meiner Stellung, dass ich dies geschehen lasse?, fragte sich Venus. Vermutlich stellte jeder

Herrscher irgendwann fest, dass er beides war, Gebieter und Diener. Ein echter Sklave öffnete die Zeltbahnen – und sie erkannte den Unterschied.

Im Zelt war es sauber und mollig warm. Ein Feuer prasselte auf der mobilen Feldküche. Bunte Blumenkränze und Teller voller Obst und Gebäck warteten auf den Feldherren. Auf dem Tisch in der Zeltmitte lag jenes Gewehr, das Venus an Mercurius verliehen hatte. Ein tiefer Riss zog sich diagonal über den Lauf. Es würde sich zeigen, ob Vulcanus in der Lage war, die Waffe zu reparieren.

Venus wog sie in der Hand und sah sich prüfend im Raum um. Noch vor wenigen Stunden musste Mercurius hier am Tisch gegessen haben. Er hatte seinen Schlachtplan entworfen, die Befehle erteilt, und dann ...? War er vielleicht in eine andere Realität abgetaucht, so wie sie es so gerne tat? Oder hatte er ein Buch gelesen, ein Spiel gespielt? Sie wusste so wenig über ihn, obwohl sie Monate lang zusammen trainiert hatten. Sie hatten gemeinsam 2000 Jahre überwunden, aber keine 2000 Sätze gewechselt. Er kam immer gut mit Diana und Vulcanus aus. Sie saßen oft beisammen. Mit ihr hatte er nur Worte getauscht, aber keine Gedanken. Woran liegt es, dass wir zu manchen Menschen keine Brücken bauen, obwohl die Gräben nur einen Handschlag breit sind?

Venus brauchte fünf Minuten, um die wenigen Habseligkeiten zusammenzusuchen, die Mercurius in seinem Zelt zurückgelassen hatte. Der überwiegende Teil seiner Ausrüstung befand sich im Gleiter. Ein schmales in Leder gebundenes Notizbuch erweckte ihre Aufmerksamkeit. Sie war neugierig, traute sich jedoch nicht, es einfach durchzulesen. Es sah verdächtig nach Tagebuch aus. Sie würde es Diana geben. Nur den letzten Eintrag überflog sie – zur Sicherheit. Mercurius hatte seine Muttersprache verwendet. Eine sinnvolle Vorsichtsmaßnahme. Ihre KI entschlüsselte die unbekanntenen Zeichen für Venus.

»Einmal haben wir uns im Geschichtsunterricht gefragt, ob moderne Kriege sauberer, schonender und weniger grausam sind als die Auseinandersetzungen vergangener Zeiten. Natürlich habe ich es abgelehnt, dies zu glauben. Krieg bleibt Krieg. Alles andere ist nur die Legitimierung menschenunwürdiger Bedingungen. Die Kriegstechniken mögen ausgefeilter, die Waffen gezielter und die Folter verdeckter geworden sein. Doch was schert das die Opfer?

Heute erkenne ich meinen Irrtum. Er wurde mir Tag für Tag in die Seele gebrannt, vier Monate lang. Es gibt kein blutrünstigeres Monster als den Menschen. Er zerbackt, zersticht, zerschlägt, quält, geißelt, foltert und verreckt mit solcher Selbstverständlichkeit, wie es kein vernunftbegabtes Tier je könnte. Es ekelt mich, Teil seiner Rasse zu sein. Wenn ich diese Schlacht gewinne, zerstöre ich meine Waffen, breche ich meinen Stab. – Ich werde nie wieder kämpfen, keine Lebewesen mehr verletzen. Ich werde ein Gott der Ruhe und des Friedens.«

»Ruhe in Frieden«, sagte Venus und strich behutsam über die tränennasse Seite. Dann nahm sie die zerstörte Waffe und verließ das Gefängnis aus Leinenstoff. Er hatte erhalten, was er sich gewünscht hatte.

Und sie war dankbar, dass die Welt grau war und nicht bunt. So litt sie nur in einer Farbe, nicht in so vielen.

Ihre Drohnen fanden keine Spur fortschrittlicher Technologie auf dem Schlachtfeld. Einzig eine leere Gasgranate, Hülsen, Projektile sowie verstreute Überreste von Mercurius' Panzerung hatte der Computer entdecken können. Venus machte sich die Mühe, die meisten Reliquien zusammenzukratzen. Einige ersoffen im schlammigen Blutmeer. An eine intakte Leiche war indes nicht zu denken. Ihre Granaten waren modernste Sprengsätze mit ungeheurer Wirksamkeit.

Wir werden ihm und seiner Legion ein Denkmal setzen, dachte Venus, während sie die Ausrüstung zu ihrem Gleiter trug. Und ich werde Vulcanus hierher schicken. Er muss den

Grenzwall so aufrüsten, dass in den nächsten tausend Jahren kein Germane mehr über den Limes kommt. Dann können wir einen positiven Frieden schaffen, so wie ihn Mercurius sich gewünscht hätte. Oder war das der falsche Weg? Sie nahm sich fest vor, etwas über Friedens- und Konfliktforschung zu lesen, sobald sie eine freie Minute dafür fand. Vielleicht nächste Woche? Jetzt musste sie erst einmal Mercurius' fliegenden Streitwagen holen.

Als sie wieder im Cockpit ihres Wandelflugzeuges saß, informierte ihre KI sie über die anstehende Strecke.

»Der große Peilstein ist die höchste Erhebung des südlichen Waldviertels. Er liegt nur 15 km vom Kastell Arelape entfernt auf germanischem Gebiet. Trotz des zunehmenden Windes erreichen wir den Berg in wenigen Minuten.«

»Aha, wie schön.«

»Mit seinen 1061 Metern und den markanten Felsformationen an seiner Flanke handelt es sich um ein beliebtes Ausflugsziel der Zukunft.«

»Na wunderbar.«

»Die Erhebung ist, wie das gesamte Gebiet, stark bewaldet. Der Mischwald beherbergt vor allem Fichten, Eichen, Birken, Föhren und Buchen.«

»Toll.«

»Der dichte Urwald und der heftige Wind machen eine Landung auf dem Gipfel unmöglich. Im besten Fall entdecken wir eine Hanglichtung, die ein Aufsetzen erlaubt.«

»Warte ...! Willst du mir gerade unterjubeln, dass ich wandern muss?«

»Wenn kein geeigneter Landeort existiert, sollten wir zum Lager zurückkehren und bei Tagesanbruch eine Expedition vom nächstmöglichen Punkt aus starten.«

»Muffiges Manteltierchen, es ist doch noch zwei Stunden lang hell. Außerdem hat es Mercurius' KI auch geschafft,

dort oben zu landen. Sind bei dir die RAM-Blöcke locker oder warum kannst du das nicht?»

»Ich verfüge nicht über klassische RAM-Blöcke. Zudem bildet ein unbemannter Flug bei schönem Wetter eine andere Ausgangssituation.«

»Quantenqualle, kannst du nicht mal ein wenig Emotionen simulieren? Und warum muss ich überhaupt landen? Versuche bitte, den Gleiter ferngesteuert zu uns zu bewegen, anstatt mich klettern zu lassen.«

»Erstens: Ich bin effizient. Zweitens: Der Gleiter reagiert nicht auf meine Befehle. Ich erhalte lediglich eine Positionsangabe. Vermutlich sperrt die KI so lange die Hauptsysteme, bis ein Teammitglied manuell die Kontrolle übernimmt. Drittens: Ich habe inzwischen eine geeignete Landestelle auf der Nordwestseite gefunden. Von hier aus sind lediglich 350 Höhenmeter zu überwinden.«

»Gibt es irgendeinen Pfad?»

»Nein, das ist praktisch ausgeschlossen. Dies wird ein anstrengender und entbehrungsreicher Aufstieg mitten durch die Wildnis.«

»Verdammter Mistberg!«

Zehn Minuten später schlug sich Venus durch das dichte Strauchwerk. Sie folgte der groben Routen-Empfehlung ihres Computers und versuchte, sich nicht durch die untergehende Sonne verunsichern zu lassen. Der glutrote Feuerball verschmolz bereits mit dem Horizont.

»Wie lange brauche ich, wenn ich diese Geschwindigkeit beibehalte?«, fragte sie ihre KI.

»2 Stunden und 24 Minuten.«

»Was? Mir fallen gar nicht genügend Flüche ein, um das zu kommentieren.«

Sie versuchte, sich noch flinker durch das Unterholz zu bewegen. Ein Wolf heulte laut im Wald hinter ihr. In einer

Welt mit bunteren Farben hätte sie womöglich Angst empfunden oder auch Freude über die ungewohnten Naturklänge. So aber war es ein hartes Eisengrau. Sollte der alte Grauwolf doch machen, was er wollte.

War das schon eine manifeste Depression oder nur göttlicher Alltag?

»Computer! Aktiviere die Tarnung meiner Rüstung und suche mir einen Metal-Song einer japanischen Wagakki-Band heraus.«

»Ich habe einen Namen. Und die Tarnung ist Energieverschwendung.«

»Sofort!«

Die KI befolgte die Anweisung und Venus verschwand. Viele nächtliche Beobachter konnte sie damit freilich nicht täuschen. Für das menschliche Auge war sie nun jedoch verborgen. Der Anzug projizierte ein genaues Abbild der Umgebung auf seine Oberfläche und schuf so eine effektive Camouflage. Venus' Rüstung war ein Prototyp und verfügte als einziges Modell über diese Funktion. Sie hatte die Tarnung dazu verwendet, die anderen Teammitglieder bei ihren Aktivitäten zu beobachten. Nun, da sie herausgefunden hatte, wer der Verräter war, nutzte sie ihren Schutzpanzer gegen die grellen Farben dieser Welt. Elegant wie eine Tänzerin, gelenkig wie ein Kind und kraftvoll wie eine Turnerin lief sie durch den Wald – dem Gipfel entgegen. Im Ohr fernöstliche Bässe, im Gesicht das erste echte Lächeln dieses Tages.

Auf germanische Jäger hätte es sicher verstörend gewirkt, einem ebenso laut wie schief trällernden Schatten im Urwald zu begegnen. Der Lärm verschreckte meilenweit jedes Lebewesen. Selbst der Wolf war nicht zu einem Duett bereit.

Nach einer halben Stunde Singen und Springen erreichte Venus ein Areal mit zunehmend größeren Felsblöcken, welche ihr Fortkommen deutlich verlangsamten. Auch die Sonne war inzwischen hinter dem Horizont verschwunden

und das zarte Rosa der Dämmerung drang kaum bis zum Waldboden vor. Venus aktivierte ihre Nachtsicht und verlegte sich zunehmend auf das Krauchen auf allen Vieren. Spätestens als sie einen steilen Felskamm erreichte, fühlte sie sich nicht mehr wie ein Zweibeiner.

»Ich will ja nicht quengeln, aber wie weit muss ich eigentlich noch klettern?«

»Wir nähern uns dem kleinen Peilstein. Ich orte das Signal in 391,45 Metern Entfernung. Zur genauen Berechnung müsstest du deine Drohne voraussenden, damit ich die exakten Streckendetails in die Kalkulation einbeziehen kann.«

»Ja... Nee... das macht mich auch nicht schneller. Außerdem ...«, sie wollte gerade anbringen, wie nett es wäre, wenn die KI etwas entspannter auftreten würde, als plötzlich ein Donnern über ihr den Berg erzittern ließ.

Eine Sekunde lang starrte Venus nach oben auf die Felsblöcke, die auf sie zurollten. Dann sprang sie instinktiv zu Seite. Sie sah nicht, wohin sie sich warf. Ihre Reflexe hatten die Oberhand gewonnen – und retteten ihr das Leben. Drei Kubikmeter Stein polterten dicht an ihr vorbei. Es rumpelte wie bei einem Erdbeben.

Sie musste sich mit beiden Händen an einer Felskante festkrallen, um nicht von ihrem eigenen Schwung rückwärts den Abhang hinunter gerissen zu werden.

»Alte Gabelracke, was war denn das?« Mit Mühe gelang es ihr, sich wieder aufzurichten. Beklommen sah sie auf die zerborstenen Felsbrocken.

»Ein zufälliger Felssturz ist die wahrscheinlichste Antwort«, belehrte sie ihre KI. »Allerdings ist ein Abbruch unter diesen Bedingungen ungewöhnlich. Ich empfehle höchste Vorsicht.«

»Danke für den Tipp. Aber wenn das ein Zufall war, bin ich die Göttin der Ruhe und Besinnlichkeit.«

Venus suchte ihre Ziele und Motivation zusammen und machte sich erneut an den Aufstieg. Zur Sicherheit schickte sie ihre Hornisse voraus, um den Felsgipfel im Blick zu behalten. Die Drohne entdeckte einen zurechtgesägten Holzpfehl auf der Spitze. Der Computer hielt es für möglich, dass es sich um eine Art Gipfelmarkierung oder religiöses Symbol der Germanen handeln könnte. Venus hingegen hatte sofort die Assoziation eines großen Hebels im Kopf. Jemand hatte damit einen Stein gelöst und eine kleine Felslawine ins Rollen gebracht. Eine Vermutung, die auch die KI für denkbar hielt. Aber wer sollte ihr hier an dieser abgelegenen Stelle auflauern? Wer war überhaupt in der Lage, sie zu sehen? Hatte sie mit ihrem lauten Gesang einen germanischen Spähtrupp aufgeschreckt? Oder war das etwa Vestas Werk?

Sie musste umso schneller zu Mercurius' Gleiter und ihn vor fremdem Zugriff schützen.

»Wie weit ist es noch?«, flüsterte Venus.

»Noch 163 Meter«, sagte die KI in ihr Ohr. Von nun an schlich Venus, als wäre sie ein nachtaktiver Räuber. Gebückt und beinahe lautlos huschte der Schatten durch die Finsternis. Nun war sie wirklich unsichtbar.

»Noch 30 Meter«, warnte sie die KI vor. »Wir müssten das Fluggerät gleich sehen können.«

Inzwischen war die Nacht vollends hereingebrochen und ein fahler Mond schickte sein Licht durch das dichte Blätterdach.

Venus war gespannt wie eine Bogensehne. Sie rechnete jederzeit mit einem Angriff. Die letzten Schritte schwebte sie förmlich über den Waldboden. Dann erreichte sie eine Lichtung im Herzen des Haines, eingerahmt von hohen Buchen und krummen Tannen. Was sie sah, erschreckte sie mehr als alles, was sie erwartet hatte.

Auf der breiten Waldwiese stand – nichts. Kein Gleiter, kein Feind – nichts. Nur Gras und Sträucher und Steinblöcke.

»Wie war das gleich mit deinen RAM-Blöcken?«, fragte sie, ein unsicheres Grinsen auf den Lippen.

»Das Signal kommt eindeutig von hier – 6,46 Meter vor uns. Ich führe parallel einen Neustart durch und überprüfe sämtliche internen Systeme und Protokolle.«

»Stopp. Warte mal.«

Sie zog ihre Pistole, ging die letzten Schritte und sah aufmerksam in alle Richtungen. Hinter einem großen Stein fand sie ihre Antwort. Ein matt glitzerndes metallisches Gebilde, das einer elektrischen Zahnbürste nicht unähnlich sah, lag auf dem Boden. Dünne Drähte ragten aus dem verbeulten Ende des Gerätes hervor.

»Das ist der Peilsender des Gleiters. Jemand hat ihn entfernt und hier zurückgelassen. Der Verursacher ist mit dem Fluggerät verschwunden«, fasste die KI das Offensichtliche zusammen.

»Aber wie ist das möglich? Ist Mercurius doch noch am Leben? Wer wäre in der Lage den Gleiter zu entführen?«, fragte Venus völlig erschöpft. Niedergeschlagen und enttäuscht ließ sie sich auf einem Stein nieder.

»Diese Fragen kann ich nicht beantworten. Nur ein Teammitglied sollte in der Lage sein, das Fluggerät zu steuern. Ich werde eine Systemprüfung vornehmen und meine Sensoren neu kalibrieren. Ich bin in 98 Sekunden wieder online.«

»Schon gut, krieche in dein Schneckenhaus«, sagte Venus und sah hinauf in den Sternenhimmel. Sie war ratlos. Was hatte das alles nur zu bedeuten? Wie elendig mühsam war es, wenn man Antworten suchte und stets neue Fragen fand.

13. August – Diana – Homo Homini Lupus

Es roch nach Kiefer und Mandel. Das Wasser glitzerte im Sonnenschein. Grillen zirpten melodisch im spärlichen Gras. Eine leichte Böe blies über die Hügelkuppe.

Die Anemoi und Nymphen dieser Gegend hatten hervorragende Arbeit geleistet. Alles um sie herum lud zur Ruhe und Kontemplation ein – ein Ort, der geschaffen war für Rast und Besinnung.

Diana saß auf einem warmen Felsblock, der eine verschlungene Inschrift trug. Sie ließ die Beine baumeln und den Blick über die Hügel schweifen. Apoll lag auf der kiesbedeckten Erde, blinzelte in die lichten Wolken und kaute auf einem trockenen Grashalm. Beiden hatte man brutal auf Oberschenkel und Arme eingedroschen. So jedenfalls fühlten sich ihre brennenden Muskeln an. Doch sie hatten es heil zum Fischerboot und dann an das Nordufer geschafft. Inzwischen waren ihre Kleider getrocknet. Und eine Schale mit Brot und Käse stand zwischen ihnen.

»Hmmm ... was glaubst du, warum haben uns diese vier Typen verfolgt?«, fragte Apoll und linste zu Diana herüber.

»Wir haben vielen Menschen in Tiberias Fragen gestellt. Wahrscheinlich haben wir dabei jemanden aufgeschreckt.«

Apoll stemmte sich stöhnend in die Höhe und spuckte seinen Grashalm aus. Diana freute sich insgeheim, dass er ebenso ausgelaugt schien wie sie.

»Du meinst, die Kerle wurden von Vesta geschickt? Weil wir nach der Blutgöttin gefragt haben und sie das spitzgekriegt hat?«

Diana wackelte mit den Beinen und tippte auf ihrem Armband herum.

»Es ist die beste Erklärung, die ich habe. Wer, wenn nicht Vesta, soll diese mysteriöse Blutgöttin sein, von der so viele Gerüchte umgehen? Vesta muss gehnt haben, dass wir sie

verfolgen werden. Und sie möchte sicher nicht gefunden werden. Also hat sie ein paar Schläger bezahlt, um alle unschädlich zu machen, die zu viele Fragen stellen.«

»Das würde schon zu ihr passen«, gab Apoll zu. »Sie ist kaltblütig und plant sicher schon unsere Beerdigung.«

Diana nickte und ließ dann rasch ihre feuchten Haare vor ihr Gesicht fallen. Vielleicht war es die Art, wie Apoll sprach oder die Worte, die er verwendete. In jedem Fall stiegen nun die schrecklichen Bilder des Vormittags in Diana wieder auf und Mercurius' Gesicht erschien vor ihrem geistigen Auge.

Die Botschaft und der Schock über seinen Tod waren viel zu frisch. Und so verbarg sie hastig ihren Schmerz hinter einem Schleier aus feuchten Haaren.

»Du brauchst deine Tränen nicht zu verbergen«, sagte Apoll nach einigen Minuten des Schweigens. Ein trauriges Lächeln spielte um seinen Mund. Auch er hatte feuchte Augen.

»Trauer und Sorge sind nur andere Formen der Liebe. Nur wer liebt trauert oder sorgt sich. Und diese Form der Liebe kenne ich gut. Sie begleitet mich mein halbes Leben.«

Diana schaute ihn verstohlen an – noch immer mit stillen Tränen im Gesicht. Dann seufzte sie und überwand sich zu einer Antwort.

»Ich weiß nur zu gut, was du meinst. Trauer ist Liebe. Und ich hatte schon sehr viel zu trauern in meinem Leben. Aber ich dachte, deine Familie hätte ein sicheres Leben geführt – bis zu unserer Abreise.« Sie wollte nicht »bis zum Einschlag« sagen, denn natürlich waren inzwischen alle Spuren ihres alten Lebens verwischt.

»Du hast recht. Ich habe sie nicht verloren, so wie du. Aber ich habe mich ihnen entfremdet. Ich habe die Verbindung zu ihnen verloren, mit jedem Tag mehr, den ich an der Phönix Akademie verbracht habe.«

Er sah trübsinnig über den funkelnden See hinweg, während Diana erneut schwieg.

»Ich weiß, das ist nicht dasselbe. Ich konnte mit ihnen reden und sie einmal im Jahr zuhause besuchen. Und trotzdem hat es sich immer wie ein Verlust angefühlt, zu wissen, dass sie da sind und ihnen doch nicht nah sein zu können. Manchmal habe ich sogar die Waisen in meiner Klasse beneidet, die nicht ständig ihre offene Wunde blutig kratzen mussten. Sie durften abschließen, vergessen, trauern und nach vorne schauen. Dann habe ich mich immer unendlich geschämt für meine kaltherzigen Gedanken.«

Als würde er jetzt ihren Blick scheuen, drehte er sich zur Seite, damit sie sein Gesicht nicht sah.

Diana wischte sich die letzten Tränen aus den Augen und richtete langsam ihre Haare. Seine Worte waren so voller Bitterkeit, Gram und Melancholie. Und doch, hatte sie das Gefühl, ihn in einem besseren, klareren Licht zu sehen, wie er dort auf dem Boden neben ihr hockte. Als würde die Mittagssonne sein wahres Wesen offenbaren. Diana erkannte den kleinen Jungen, tausende Kilometer von seiner Heimat entfernt, in den formenden Händen der Phönix Initiative, voller Heimweh und Versagensangst, fremd unter Fremden. Womöglich hatte er es tatsächlich schwerer gehabt als sie, in der Akademie und seinem neuen Leben anzukommen. Sie hatte eine Handvoll früher Erinnerungen und schmerzender Narben mit sich genommen – er einen Rucksack voller Kummer und frischer Sorgen.

Zum ersten Mal schien es ihr vollkommen selbstverständlich, dass er zu jenem stillen und verschlossenen Menschen heranwachsen musste, zu dem er geworden war. Die Kindheit hatte ihn so unweigerlich geformt, wie sie es bei jedem Lebewesen tat.

Eine ganze Weile starrten sie gemeinsam in die Ferne. Dann stand Diana auf und kniete sich vor ihrem Sitzstein auf

die Erde. Sie wollte die Trauer für den Moment hinter sich lassen. Sie durfte sich nicht von ihr lähmen lassen. Andernfalls versank sie in einem Sumpf, aus dem es kein Entrinnen gab. Sie musste sich ablenken. Also betrachtete sie mehr oder minder interessiert die Inschrift auf dem rauen Felsen vor ihr.

»Was mich neugierig macht, ist dieses Symbol hier.« Sie zeigte auf eine kleine Figur, die mühevoll in den porösen Stein geritzt worden war. »Ich habe sie schon ein paar Mal gesehen, seit wir in Galiläa angekommen sind. Zuletzt heute Morgen auf der Haut des Mannes, der so dumm war, seine Hand durch den Türspalt zu schieben. Er hatte genau so ein Tattoo. Und auf dem anderen Arm war eines einer Frau mit geschupptem Leib.«

Auch Apoll schien dankbar für die Ablenkung und beugte sich nach vorne. Er hielt seinen Kopf dicht neben ihren und begutachtete das Symbol. Er hatte noch ein paar nasse Strähnen im Haar. Und da war er wieder, der Geruch nach Mandeln und Morgentau. Es waren nicht die Bäume und Gräser, die dieses betörende Aroma verbreiteten. Er war es.

»Sieht aus wie ein Mann mit Hörnern und einem Dolch. Vielleicht ein Dämon. Das da hinten könnten Blitze sein«, sagte Apoll und berührte beinahe ihre Wange. Es hatte ihr Freude bereitet, ihn beim Ausziehen seiner durchnässten Kleidung zu beobachten. Natürlich hatte sie so getan, als würde sie nicht hinsehen.

»Cas, was für eine Figur ist das?«, fragte Diana und hielt ihr Armband vor den Sandstein.

»Das ist vermutlich das Symbol des Gottes Hadad, einer Sturm-, Wind- und Wettergottheit, die in Nordafrika, Mesopotamien und der Levante unter verschiedenen Namen verehrt wurde. Er wurde mit den Göttern Zeus, Jupiter, Adad und Baal gleichgesetzt und ist das Oberhaupt seines Pantheons. In dieser Zeit hat er noch eine beachtliche Zahl von Gläubigen in dieser Gegend«, sagte die KI.

»Damit wissen wir, dass mindestens einer der Kerle ein Anhänger dieses Hadad ist. Das hilft uns aber nicht dabei, Vesta zu finden«, warf Apoll ein. Diana fuhr mit dem Finger die Umrise des gehörnten Gottes nach.

»Vielleicht doch. Unsere Angreifer sprachen von irgendeinem Hohepriester und einer hatte die Tätowierung eines Donnergottes auf der Hand. Gleichzeitig vermuten wir, dass sie von Vesta geschickt worden. Es könnte also immerhin sein, dass wir nach Priestern dieses Hadad Ausschau halten müssen, um Vesta zu finden.«

Apoll schüttelte den Kopf, nahm einen Kiesel und warf ihn in hohem Bogen den Hügel hinab. »Das ist wieder eine dieser vagen, kaum greifbaren Spuren. Lass uns erst einmal der Fährte folgen, die wir haben. Der Bäcker aus Tiberias hat uns an den Kaufmann Miron vor den Toren der Stadt Bethsaida verwiesen. Wir sind keine drei Meilen entfernt. Wenn das eine Sackgasse ist, können wir immer noch einen Tempel dieses Hadad oder Baal suchen.«

Diana nickte und richtete sich auf. Auch sie ächzte wie eine Hundertjährige. Das würde einen gewaltigen Muskelkater geben. Und ihre Magnesium-Tabletten schwebten über den Wolken.

Sie schulterten ihre Leinensäcke und gingen nach Norden, bis sie auf die östliche Verlängerung der Via Maris trafen, der sie weiter folgten. Das Verkehrsaufkommen auf der Straße war gering. Sie begegneten versprengten Ochsenwagen, wandernden Handwerkern, Tagelöhnern, und einigen Sklaven, die schwere Bündel schleppten. Alles in Allem trafen sie keine 30 Menschen auf ihrem Marsch in der sengenden Nachmittags hitze. Ihr Tauchgang hatte sie kurzzeitig abgekühlt, doch nun fühlten sie sich erneut wie vergessene Backwaren in einem brennenden Ofen. Dank ihrer Ausrüstung mussten sie keinen Sonnenbrand fürchten, doch die hohen Temperaturen nagten unablässig an ihren Kraftreserven.

Entsprechend sehnsüchtig spähte Diana auf die versprengten Schattenoasen, die sich entlang des Weges reihten. Immer wieder gab es natürliche Unterstände, die einen Hauch Kühle und Dunkelheit versprachen. Es waren zumeist Gruppen von Pinien, Zypressen, Kiefern oder Johannesbrotbäumen.

Gemächlich näherten sie sich einem dieser gnädigen Rastplätze, als sie vor sich eine laute Stimme vernahmen. Im Schatten einer alten Kiefer stand ein Mann mit so ausladenden Maßen, wie sie es in dieser Zeitlinie noch nie gesehen hatte. Sein fetter nackter Bauch glänzte schweißnass im Zwielicht des dünnen Blätterdaches. Seine behaarten grauschwarzen Schultern triefen und vermittelten den Eindruck eines adipösen Gorillas. In der Hand hielt er einen schmalen Lederriemen, den er wie ein Besessener immer wieder zwischen Daumen und Zeigefinger gleiten ließ. Dabei gackerte und kicherte er wie ein verrückter Kobold, der einem gruseligen Märchen entlaufen war. Ebenso alptraumhaft wirkte die Szene, die sich hinter ihm am Stamm der Kiefer abspielte. Eine halbnackte Frau, nur bedeckt durch ein aufgerissenes Trägerkleid, war mit ausgestreckten Armen an einen hohen Ast gefesselt. Sie musste auf Zehenspitzen stehen, um einem Ausrenken ihrer Schultern zu entgehen. Dabei schrie sie mit einer Wut und Vehemenz, die man sicherlich im gesamten Umland gehört hätte, wenn da nicht ein dicker Knebel in ihrem Mund gewesen wäre.

Diana beschleunigte ihre Schritte.

»Keine Waffen! Kommunikation! Deeskalation!«, mahnte Apoll vorsorglich, der das Feuer in Dianas Blick allzu gut kannte.

Diana antwortete nicht, ließ die Finger aber abseits ihrer versteckten Pistole. Sie reisten noch immer inkognito, und das sollte erst einmal so bleiben.

»Was tust du da?«, fuhr Diana den Fettwanst an, der sich sichtlich überrascht zu ihr umdrehte. Er schien ihre Frage verstanden zu haben, obwohl sie in lateinischer Sprache gestellt worden war. Er antwortete in einem wilden, aber verständlichen Gemisch aus Griechisch und Latein. Dies verriet, ebenso wie sein üppiger Bauch, dass er kein einfacher Bauer, Fischer oder Tagelöhner war.

»Beherrsche dich, Mädchen! Dieses Weib ist eine Diebin. Und ich werde sie richten«, fuhr er sie mit gebieterischer Stimme an. Diana verspürte nach diesem kurzen Wortwechsel bereits den inneren Drang, kräftig in den Schwabbelberg hineinzuschlagen. Sie zügelte vorerst jedoch ihre Kampfeslust.

»Ist sie dein Eigentum, dass du sie wie ein Opfertier zur Schlachtung an einem Baum aufhängst? Es gibt Gesetze und Gerichte«, versuchte es Diana mit einer Art Appell an Recht und Vernunft.

Der dicke Affe jedoch spuckte ihr breit grinsend vor die Füße und straffte drohend seinen Riemen.

»Schweig still, Dirnel! Ich lasse mich von sündhaftem Gezücht nicht belehren. Sie hat mich bestohlen und dafür wird sie büßen. Und wenn du nicht auch ein paar Striemen auf deine kleinen Teufelsfrüchtchen haben möchtest, dann ziehst du jetzt ab. Verschwinde!«

Drohend hob er seinen Gürtel und Diana jubelte insgeheim, dass die Kommunikation diesen Verlauf nahm. Endlich konnte sie dem Widerling ihren Frust friedlich in die Fresse deeskalieren und fühlte sich dabei moralisch klar auf der sicheren Seite. Sie wollte dem Dickwanst gerade seinen Lederlappen abnehmen und in das wahre Teufelsfrüchtchen pfeffern, als sie sanft, aber bestimmt nach rechts gezogen wurde. Apoll umarmte und blockierte sie von hinten, als wären sie sich eben erst begegnet und er voller Freude über ihr Wiedersehen. Dianas Angriff war lahmgelegt.

»Du hast soeben die Ehre meiner Schwester verletzt«, rief Apoll. Unnachgiebig zog er sie zur Seite und drängte sie hinter sich. Dann ließ er seinen Rucksack auf die Erde krachen und ballte die Fäuste. Sein Gesicht zeigte tiefe Zornesfalten. Die Schlagader an seinem Hals pulsierte. Diana war sich nicht sicher, wie viel Ernst und wie viel Schauspiel in seinem Auftritt lag.

»Du hast sie aufs Schändlichste geschmäht.« Er spannte die Muskeln und kam einen Schritt auf den Dicken zu. »Wir kennen beide das Gesetz der Ehre, das in diesem Land gilt. Ich kann nicht zulassen, dass du mein Haus beschmutzt. Also kämpfe, auf Leben und Tod. Hier und jetzt!« Bei diesen Worten nahm er eine Verteidigungsstellung ein und machte ohne viele Worte deutlich, dass er ein recht erfahrener Nahkämpfer war.

Die Fettschwarte ließ nun auch erstmals so etwas wie Unsicherheit erkennen. Der selbsternannte Richter senkte den Riemen und musterte Apoll mit Besorgnis in den Augen. Er erkannte, wie sehr der jüngere Mann ihm körperlich überlegen war und wie mordlüstern er ihn anstarrte. Sein schmieriges Leder konnte ihm dabei kaum die fettige Haut retten.

»Ich habe dein Haus nicht beschmutzt. Also hüte dich. Ich bin Herr des Rates von Bethsaida.« Die Tonne klang weit weniger bedrohlich als noch vor einem Augenblick. Sie rollte einen ganzen Meter zurück, als Apoll den Arm ausstreckte und auf sie zeigte.

»Denkst du, das macht Eindruck auf mich, Knecht des Rates? Ich bin römischer Bürger! Du hörst doch, wie ich spreche. Meiner Mutter Bruder ist Centurio in der ›Cohors V. Gemella‹ nur wenige Meilen von hier entfernt. Ein Wort von mir und deine dreckige Stadt wird dem Erdboden gleichgemacht.« Das war natürlich ziemlich dick aufgetragen, aber angesichts ihres Widersachers wahrscheinlich der richtige Ton. Zumal sie tatsächlich als Römer auffielen, obwohl sie

ein wenig Griechisch beherrschten. Als solche waren sie die Herren dieses Weltenreiches. Und so benahmen sich viele Legionäre und Magistrate in den besetzten Provinzen denn auch. Diese Erfahrung schien auch der Fette gemacht zu haben, denn er steckte den Riemen weg und hob beschwichtigend die Hände.

»Schon gut. Ich habe nicht gleich erkannt, dass ihr römische Cives seid. Vergessen wir das Ganze und ziehen unserer Wege. Ich werde die Diebin mitnehmen und woanders ihrer Strafe zuführen.«

»Nein! Du kämpfst mit mir oder verschwindest augenblicklich. Die Frau bleibt hier«, sagte Apoll und ging noch einen Schritt auf den immer unglücklicheren Ratsherren zu. Der wusste wohl, was es für einen Einheimischen bedeutete, einen Römer anzugreifen.

»Aber sie ist eine Diebin. Sie hat Brot und Fisch gestohlen«, protestierte er.

»Und wegen etwas Brot und Fisch willst du sie nackt auspeitschen? Barbar!«, rief Apoll angewidert und tat so, als würde er zum Schlag ausholen. Der Dicke zuckte zurück und stolperte über eine Wurzel. Schnell rappelte er sich auf und wackelte davon. Apoll lief ihm zum Schein fünf Schritte hinterher, bevor er von dem Fliehenden abließ.

»Filmreife Darstellung«, raunte Diana und konnte sich ein bitteres Lächeln nicht verkneifen. Dann gingen sie zu der gefesselten Frau, die sie die ganze Zeit interessiert beobachtet hatte. Apoll durchtrennte ihre Fesseln und half ihr, sich an einen Baumstamm zu lehnen. Das Strecken hatte sie sichtbar erschöpft und ihr einige Schmerzen bereitet. Dennoch lächelte sie Apoll dankbar an.

»Seid gedankt. Die Götter mögen euch segnen«, sagte die Frau in stockendem Griechisch, das mit aramäischen Ausdrücken durchsetzt war.

»Warum hat er dich hier aufgehangen?«, fragte Diana in genauso holprigem Griechisch, während sie der Frau ihren ledernen Trinkschlauch reichte.

»Ich bin arm«, antwortete diese nur. Eine kurze und ebenso vielsagende Antwort. Diana nickte verstehend.

»Wir gehen nach Osten zu einem Händler namens Miron. Es ist nicht weit. Du kannst mit uns kommen«, bot Apoll ihr an.

»Westen«, sagte die Frau und schüttelte den Kopf. Damit war ihre Konversation erschöpft und ihre Pfade zeigten in verschiedene Richtungen. Aus dem schlechten Gewissen heraus, nicht mehr für die Geretteten getan zu haben, steckte Diana ihr drei Sesterzen zu, bevor sie aufbrachen. Die Frau dankte höflich und stand schon wieder fest auf den Beinen, als sie die Schatteninsel verließen.

Sie gingen keine zwanzig Minuten, bis sie die Mauern von Bethsaida sahen. Sie ragten breit und trotzig in den Himmel und kündeten von Wohlstand und Wehrhaftigkeit des Ortes. Apoll und Diana indes hatten kein Bedürfnis, das Tor zu passieren. War dies doch die Heimstadt des fetten Ratsherren, dem sie lieber nicht in seinen Maststall folgen wollten. Zudem suchten sie das Haus des Kaufmanns Miron. Und sein Heim sollte in einer kleinen namenlosen Siedlung am Fuße des Stadthügels liegen.

Es war dann auch nicht schwer zu finden, denn nur eine Behausung am Saum des Hügels verdiente den Namen Haus. Alle übrigen konnte man im besten Fall Hütte, Schuppen oder Viehstall nennen. Das Steinhaus stand in der Mitte des winzigen Weilers und posierte mit buntbemalten Fenster- rahmen, Türen und Giebeln. Ein Zimmermann trug emsig Leisten und Bretter durch die geöffnete Eingangstür. Und im Garten neben dem kleinen Anwesen pflückte eine alte Frau Johannisbeeren von einem gewaltigen Strauch. Ihr Korb

quoll über vor saftigen Trauben und ihre zerschlissene Schürze war fleckig vom roten Saft.

Apoll und Diana näherten sich zielstrebig und erhoben die Hand zum Gruß. Diana lächelte höflich und sagte: »Lecker«, eines der aramäischen Wörter, das sie schon aufgeschnappt hatte. Die Angesprochene verzichtete indes auf eine freundliche Erwiderung. Stattdessen legte sie die Stirn in grimmige Falten und hob drohend die Faust, während sie antwortete.

»Hier gibt es nichts geschenkt!«, übersetzte ihr Cas flüsternd. »Kauft etwas oder schert euch fort.« Ihre keifende Stimme klang rau und abgeschliffen, sie kratzte unangenehm in Dianas Ohren.

»Netter Kundenservice«, kommentierte Apoll. »Dass die hier überhaupt was verkaufen ...«

Diana nahm sich ein Vorbild an der verhassten Vesta und lächelte nun noch breiter als zuvor. Sollte die Alte doch an ihren Hämorrhoiden verenden.

Sie gingen durch die schmale Pforte und betraten einen großen, ganz und gar unübersichtlichen Raum. Er war geprägt durch Raumteiler, hohe Schränke und eine Sitzecke mit drei Tischen an der Südwand. Was das labyrinthische Zimmer jedoch am auffälligsten kennzeichnete, waren tönernerne Amphoren, die in verschiedenen Größen und Formen im gesamten Raum verteilt standen. Sie verströmten einen intensiven Geruch und machten offenbar, womit der Kaufmann seinen Unterhalt bestritt. Der Duft von Olivenöl in allen Altersstadien lag wie ein Nebelschleier über der Möblierung. Vom Hausherrn selbst war in all dem Durcheinander nichts zu sehen. Nur zwei Halbstarke saßen an den Tischen und würfelten, während der Zimmermann munter auf einen Holzrahmen klopfte.

»Guten Tag!«, grüßte Apoll laut.

Einer der Jungen sprang von seinem Platz auf und flitzte zu ihnen herüber.

»Unser Onkel ist in der Stadt«, verkündete er mit heller Stimme. »Ihr müsst ein wenig warten, bis er zurückkehrt.« Apoll und Diana nickten artig und setzten sich an einen der kleinen Holztische. Die harten Hocker luden kaum zum Verweilen ein. Immerhin konnten sie sich die Zeit damit vertreiben, dem Spiel der beiden Jungen zuzusehen. Die Kinder spielten Würfeln mit Astragalen, den Sprunggelenken von Ziegen oder Schafen. Dies war ein beliebter Zeitvertreib im gesamten Imperium. Jede Seite der schmalen Knöchelchen hatte einen anderen Zahlenwert. Die Kinder besaßen jeder einen Becher und vier eigene Astragale, die sie kräftig schüttelten und dann mit lauten Rufen auf die Tischplatte donnernten. Diana verstand nur wenig von dem, was sie sagten, doch schienen sie systematisch alle Mädchennamen auszurufen, die sie kannten. Der Spieler, der die höhere Punktzahl würfelte, gewann. Wenn jeder Astragal eine andere Seite zeigte, also vier unterschiedliche Zahlenwerte, dann riefen die Kinder laut »Venus« und kicherten ausgelassen. Wahrscheinlich wurde so manche zukünftige Freundin ausgeknobelt, dachte Diana belustigt.

Als der Kaufmann nach einer Stunde immer noch nicht auftauchte, bat Diana die Kinder mit Händen und Füßen, sich ein Spielset ausleihen zu dürfen. Gegen eine Leihgebühr von einer Viertel Sesterz durfte sie die Spielknochen eines der Jungen nehmen. Die Kinder machten dem Onkel Kaufmann alle Ehre.

Im Anschluss verflog die Zeit wie im Fluge und Diana nahm wohl zur Kenntnis, dass Apoll einmal eine Venus würfelte, nachdem er ihren eigenen Namen gemurmelt hatte. Wenn das kein Zeichen war. Im Allgemeinen hatte er jedoch kein sonderliches Würfelglück. Diana gewann fast jede Runde. Wohl auch, weil sie nach allen Regeln der Kunst betrog, was Apoll entweder übersah oder wissentlich ignorierte.

Es war eine Freude, ihn beim Spielen lachen zu sehen. Gerade weil es ein seltener Anblick war und dieser Tag so voller Traurigkeit steckte. Sie hatte das Gefühl, einen einmaligen Moment zu erleben, der so nie wieder kommen würde – einen Augenblick der Unbeschwertheit inmitten der Schwermut. Ihr Herz begann so heftig zu glimmen, wie schon seit Tagen nicht mehr. Sie wusste, es lag mehr zwischen ihnen, als die Schicksalswürfel ihr zeigen konnten. Doch vorerst blieb es unausgesprochen.

Immerhin war sie bester Laune, als der Händler nach zweieinhalb Stunden zurückkehrte.

Die Kinder sprangen sofort auf, als sie ihn erblickten und stoben zur Hintertür hinaus. Diana konnte diese Reaktion nachvollziehen, sah Miron doch so aus, als würde er allzu gerne Prügel verteilen. Er war weder besonders groß noch sehr kräftig, aber seine verkniffene Miene zeigte deutlich, dass kein Menschenfreund in ihm wohnte. Vielmehr strahlte er geradezu klischeehaft Geiz, Misstrauen und Jähzorn aus.

»Was wollt ihr?«, war dann auch seine liebenswerte Begrüßung.

»Wir wollen etwas kaufen«, sagte Apoll, der auf einen Blick erkannte, dass diese Art Geldsack nur eine Sprache verstand.

»Was wollt ihr kaufen?«, fragte Miron, der mit einem Stirnrunzeln ins Lateinische wechselte. Er hielt die Arme verschränkt, sah aber immerhin nicht mehr so aus, als wolle er sofort zum Knüppel greifen. Sein Blick wanderte zu dem Zimmermann, der im Hintergrund seiner Arbeit nachging.

»Wir wollen Informationen kaufen«, sagte Apoll vage. Er wollte sich anscheinend nur langsam der Geldkuh auf dem Eis nähern. Diana hielt sich wohlweislich zurück. Sie hatte sich daran gewöhnen müssen, dass sie von den Männern dieser Zeit meist nur als schmückendes Beiwerk betrachtet wurde. Zumindest so lange, bis sie als Göttin in Erscheinung trat.

»Informationen sind teuer«, behauptete der Kaufmann und zeigte schiefe Zähne.

Apoll zauberte ein Goldstück aus seiner Tasche hervor und legte es geräuschvoll auf den Tisch neben sich.

»Erzähle uns, was du über die Blutgöttin weißt!«

Mirons Augen blitzten. Er sah auf das Gold und dann auf Apoll.

»Ein Aureus ist sehr viel für einen armen Kaufmann wie mich«, heuchelte er. »Doch was ihr verlangt, ist unbezahlbar. Es könnte mich Leib und Leben kosten, wenn ich mich mit den Göttern anlege.« Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und grinste feist.

Apoll seufzte und legte eine zweite Goldmünze auf den Tisch.

»Ich bin mir sicher, dass ihr überaus kostbare Informationen besitzt. Euer Leib und Leben hängen schließlich davon ab«, erwiderte er. Diese Drohung war notwendig, denn auf dem Tisch lag ein kleines Vermögen. Auch Diana hatte nicht die Absicht, sich für dumm verkaufen zu lassen.

»Dura, welches die Griechen Europos nannten«, sagte der Kaufmann und streckte die Finger nach den Goldmünzen aus.

Schnell zog Diana den Tisch scharrend nach hinten, so dass Miron ins Leere griff.

»Verzeiht, doch wir brauchen es etwas genauer«, sagte Apoll und stellte sich mit verschränkten Armen vor den Tisch. Der Kaufmann verdrehte die Augen, als hätte er es mit Minderbemittelten zu tun.

»Auf dem Weg nach Dura soll die Blutgöttin aufgetaucht sein. Fünfmal ist sie Reisenden erschienen. Sie alle berichten von einer blutüberströmten Frau mit magischen Kräften. Es ist verboten, über sie zu reden. Es soll Unglück und Krankheit bringen. Andererseits verheißt ihr Segen Reichtum und hohes Alter. Erst letzte Woche ist eine Gruppe Pilger hier

vorbeigekommen, die sie aufsuchen wollten. Alle, die sie suchen, reisen nach Nordosten. Wenn ihr euch also ihrem Kult anschließen wollt, folgt diesem Weg.«

Der Kaufmann machte Anstalten, sich an Apoll vorbeizudrängeln, doch der war noch nicht fertig.

»Wer ist die Blutgöttin, was waren das für Pilger und welche Straße nahmen sie?«

»Bin ich ein Priester? Vermutlich ist sie eine Göttin, die Blut trinkt, oder vielleicht eine Kriegsgöttin. Was weiß ich. Die Pilger waren recht vernünftige Leute. Keine Bettler oder entlaufenen Sklaven, sondern freie Handwerker und sogar ein Händlerkollege. Ihr Führer hieß Tamuz, glaube ich. Sie hatten zumindest Maulesel und Proviant und schienen hinreichend gerüstet für die lange Reise. Sie wollten erst nach Aere reisen und sich dann östlich von Damaskus halten, um auf möglichst kurzem Weg nach Palmyra zu gelangen.« Er zuckte mit den Schultern.

»Ich kann nur hoffen, dass dein Wissen verlässlich ist«, sagte Apoll grollend.

»Ist es, ist es«, entgegnete Miron genervt und drängte sich an ihm vorbei. Hastig klaubte er die Goldmünzen auf und setzte ein triumphierendes Gesicht auf.

»Nun gut, ich muss mich wieder dem Geschäft widmen. Müßiggang trägt sich nicht. Wenn ihr nichts weiter kaufen wollt, würde ich euch bitten, zu gehen.«

»Es ist Abend und für zwei Aureus könnte man mithin erwarten, dass ihr uns einen Funken Gastfreundschaft gewährt!«, entgegnete Apoll.

Miron schien davon wenig begeistert. Das Gold in seiner Hand stimmte ihn immerhin versöhnlich.

»Also gut. Von mir aus. Ihr könnt euch im Stall das Lager mit dem Zimmermann teilen. Es ist groß genug und das Stroh ist sauber.« Er machte eine huldvolle Handbewegung,

als hätte er ihnen die größte Gnade erwiesen und verschwand in seinem Regallabyrinth.

»Elender Geizkragen«, zischte Diana.

Doch Apoll winkte ab.

»Wir haben mehr erfahren als in den letzten drei Wochen. Das war es wert.« Trotzdem waren Höflichkeit und Respekt Grundtugenden, die jedem Menschen stehen würden, fand Diana. Außerdem hatte sie keine Lust, bei diesen Temperaturen in einer stinkenden Scheune zu schlafen.

»Komm, wir schauen uns unsere Unterkunft an. Dann werden wir sehen, was wir noch zu essen haben«, schlug Apoll vor. Da Diana keinen Gegenvorschlag hatte, trottete sie ihm missmutig hinterher. Am Hinterausgang arbeitete der Zimmermann daran, eine neu gefertigte Tür in den Türrahmen einzupassen. Er lächelte freundlich und sah verständig und umgänglich aus.

Das würde das Schlafen in einem gemeinsamen Raum deutlich erträglicher machen, dachte Diana. Sie schenkte ihm ein strahlendes Lächeln und freute sich umso mehr, als sie bemerkte, dass er sogar ein vernünftiges Latein zuwege brachte. Er hieß Jonathan und war nicht im Mindesten erzürnt, als ihm Apoll mitteilte, dass er sein Lager mit ihnen teilen musste.

»Der Stall ist groß genug und das Stroh ist frisch. Das Vieh behandelt er besser als die Menschen«, sagte der Zimmermann mit einem Augenzwinkern und sammelte sein Werkzeug zusammen. Diana gefiel die aufrichtige und herzliche Art des Mannes. Sie spiegelte sich in seinen offenen, unverschleierte Augen.

Weniger gefiel ihr der angepriesene Stall. Das Schafscheißhaus entpuppte sich als finsterner Schuppen. Dabei stand das Dach so niedrig, dass Diana sich bücken musste, um nicht gegen einen Balken zu donnern.

Wie hatte sie sich nur wünschen können, als Normalsterbliche durch die Welt zu wandern? Jetzt, da ihre Füße Blasen trugen und ihre Haare triefen, als hätte sie in einer Ölwanne gebadet, wünschte sie sich zurück in ihren Palast in Rom. Zurück in die Arme ihrer devoten Diener und der emsigen Sklaven. Resigniert träumte sie von einem erfrischenden Thermenbad und einem weichen, sauberen Bett. Selbst ihr Bett von heute Morgen war um ein Vielfaches besser gewesen als das hier ...

Schlagartig musste sie an Mercurius denken und tiefe Trauer überkam sie. Nach ihrer Schwimmelage hatten sie kurz mit Venus gesprochen, doch richtig reden und gemeinsam weinen konnten sie nicht. Dabei war Diana genau danach zu Mute. Und bei Apoll konnte oder wollte sie sich nicht noch einmal ausheulen. Es stand zu viel zwischen ihnen, auch wenn sie merkte, dass die Wand bröckelte.

In Gedanken versunken schlurfte sie hinter Apoll her, der zurück ins Haus navigierte, um bei ihrem Gastgeber etwas Essbares aufzutreiben. Als sie sich der Hintertür näherten, kam ihnen Jonathan mit gehetztem Blick entgegen.

»Vorsicht, mehrere Männer sind bei Miron und fragen nach euch. Sie sehen alles andere als friedlich aus.«

»Habt Dank für diese Warnung«, sagte Apoll und drückte dem Handwerker fest die Hand.

»Wir müssen hören, wer sie sind und was sie wollen«, sagte er an Diana gewandt. Sie wusste, was zu tun war. Sie brauchten keine weitere Abstimmung. Leise öffnete sie die Hintertür und schlich in das chaotische Labyrinth. Die Unordnung im Raum, die hohen Schränke und vielen Raumteiler ermöglichten es ihr, ungesehen vorzudringen. Apoll folgte ihr in einigem Abstand. Inzwischen stand die Sonne tief und die Schatten im Erdgeschoss wurden lang und dunkel. Diana kauerte sich hinter eine besonders große Amphore und

spähte zu Miron. Der sprach mit zwei Männern, deren Gesichter ihr durchaus vertraut waren. Und es schienen noch weitere bei ihnen zu sein. Ihre morgendlichen Besucher hatten sie bis hierher verfolgt. Doch wie war das möglich?

»Wir lassen uns von einem Beutelschneider wie dir nicht schächten. Keine Kupfermünze bekommst du von uns. Sag, wo die beiden sind, oder wir stellen hier alles auf den Kopf«, sagte der älteste Bartträger und fuchtelte mit einem Dolch vor der Nase des Kaufmanns herum.

»Ich wollte doch keine Münze von euch. Gerne helfe ich in allen Angelegenheiten«, sagte Miron in kriecherischem Ton. »Ich wollte nur noch einmal nachfragen, wen ihr genau sucht, damit ich niemanden verwechsle.« Seine Lügen waren ebenso schlecht wie seine Gastfreundschaft.

»Unsere Klio hier hat uns genau beschrieben, wo wir suchen müssen. Sie konnte die Finger mal wieder nicht bei sich lassen. Aber die beiden haben sie liebenswerterweise vom Baum gepflückt – die faule Frucht. Und sie ist direkt zu uns gekommen und hat uns berichtet, wohin die beiden unterwegs waren. Nach Osten, die Straße entlang zum Kaufmann Miron. Das haben sie gesagt. Wir wissen also, dass sie hier sind!« Er wurde mit jedem Satz leiser. Der Hausherr zuckte zurück. Diana lehnte sich ein Stück zur Seite. Dann sah sie die Frau, die sie verraten hatte. Es war die gleiche, der sie vor wenigen Stunden die Fesseln gelöst hatten. Also war sie tatsächlich eine Diebin. Und sie hatten sie befreit und ihr auch noch Geld gegeben. Klio sah nicht besonders schuldbewusst drein. Wahrscheinlich hatte sie von den Männern eine Belohnung für ihren Hinweis bekommen.

»Sie sind hinten im Hof oder Stall«, verkündete Miron. »Sie haben mich erpresst und wollen nun hier schlafen. Geht einfach durch, an ihrem Leben liegt mir nichts. Aber bitte lasst meinen Besitz in Frieden. Ich bin ein armer Kaufmann mit mehr Schulden als ein makedonischer Krämer«, jammerte er.

Der Alte spuckte ihm vor die Füße und wandte sich zur Hintertür. Fünf bewaffnete Männer folgten ihm. Diana griff nach ihrer Pistole. Dies war wohl der Augenblick, in dem ihre Tarnung aufflog. Einen Nahkampf mit sechs entschlossenen Waffenträgern konnten sie anders nicht bestehen. Sie sah zurück zu Apoll, um sein stummes Einverständnis einzuholen. Plötzlich öffnete sich die neue Hintertür und Jonathan eilte an ihnen vorbei, den Bewaffneten entgegen.

»Miron, die Besucher haben zwei Pferde gestohlen und sind die Straße nach Bethsaida hinauf!«, rief er durch den ganzen Raum.

»Was?!«, brüllten Miron und der tätowierte Zottelbart im Chor.

»Machst du Späße, Zimmermann?«, fragte der Anführer argwöhnisch.

»Sie haben sich den Fuchs und den Rappen genommen und entfliehen in diesem Augenblick.« Jonathans Aufregung war offensichtlich und wirkte sichtbar ansteckend.

»Geister und Daimones, meine Pferde!«, rief der Kaufmann entsetzt und stürzte zur Vordertür hinaus. Die bärtige Bande machte auf dem Absatz kehrt und eilte ihm nach.

Als der letzte der Gesellen verschwunden war, krochen Diana und Apoll aus ihrer Deckung hervor und huschten flink zur Hintertür.

»Danke«, sagte Apoll. Und auch Diana war dankbar und erleichtert. Zwar mochte sie nicht länger als Sterbliche durch die Landschaft krauchen, aber töten wollte sie erst recht nicht.

»Gottes Segen«, sagte sie schmunzelnd und gab dem verdutzten Zimmermann im Vorbeigehen einen Kuss auf die Wange. Nach einem Moment der Verblüffung folgte er ihr nach draußen.

»Helft mir, den Balken gegen die Tür zu stemmen. Damit gewinnen wir vielleicht ein paar Sandkörner«, sagte er und

bückte sich nach einem massiven Holz. Diana half ihm, während Apoll fragte: »Du sagst WIR. Willst du uns begleiten?«

»Ich bin mir sicher, dass sie auf mich nicht minder wütend sein werden als auf euch. Und zu dritt ist man stärker als allein.« Eine pragmatische Weltsicht. Apoll sah fragend zu Diana. Sie blickte dem Zimmermann in die Augen und nickte.

Nachdem dies geklärt war, rannten sie zum Stall, um ihre Bündel zu holen, welche sie bereits im Stroh gelagert hatten. Jonathan schulterte seinen eigenen Sack.

»Sag mal, wie viele Pferde hat der Kaufmann eigentlich?«, fragte Diana.

»Er hat nur die zwei Kutschpferde und einen schweren Transportwagen. Der würde uns eher aufhalten«, antwortete Jonathan. Apoll und Diana seufzten beinahe synchron!

Zwei Minuten später hasteten sie im Eiltempo Richtung Osten. Sie wollten so weit weg wie möglich von der Stadt und ihrem Vorort. Dianas Oberschenkel jaulten, ihr Rücken flehte, ihre Blasen schrien. Als sie bereits einen Kilometer gerannt waren, drehte sie sich um und blickte zurück zum Haus und der Straße, die hinauf nach Bethsaida führte. Mitten auf dem Weg zur Stadt stand eine einsame Erscheinung. Sie rief den sieben Männern etwas zu. Die hatten das Stadttor fast erreicht und spähten nun vom Hügel herunter. Dann zeigte die Gestalt mit dem Finger in Dianas Richtung.

Verdammtes Früchtchen – Klio. Sie hatten die Diebin vergessen! Ihr Sportprogramm nahm heute einfach kein Ende.

Ende der Leseprobe

Wenn Ihnen die Leseprobe gefallen hat, finden Sie hier auf [Amazon.de](https://www.amazon.de) das komplette Buch.

Ich freue mich auf Ihr Feedback – Till Martin, April 2021